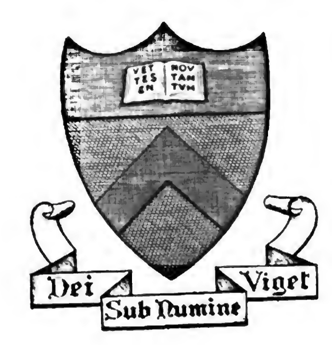

32101 067515724
3490
.33
361
RECAP


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget

Der
Mäusefallen und Hechelkrämer

eine Geschichte
höchst wunderbar und doch ganz natürlich

von

C. H. Spieß.



Dritte verbesserte Auflage.

Frankfurt und Leipzig.
1803.

Am Fuße der großen Eis- und Schneegebirge welche Savoyen von der Schweiz trennen, lebte zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in einem elenden Dorfe und einer noch elendern Hütte, ein armer Savoyarde. In seiner Jugend durchzog er, in Gesellschaft eines Murmelthiers, ganz Teutschland, und erwarb sich durch seine Gesellschafters Künste, und durch eine ausserordentliche Sparsamkeit ein keines Kapitälchen. Dieß im geliebten Vaterlande ruhig zu verzehren, sich dort ein Hüttchen zu bauen, und endlich ein Weib zu nehmen, war der feste Vo[illegible] mit welchem er heim kehrte; den letztern erfüllte er schon in Schwaben. Ein Mädchen, flink und munter, aber arm und dürftig, behagte ihm herzlich. Er erklärte ihr seine Empfindung, und fand sie bereit, seine Frau zu werden, und mit ihm heim zu ziehen. Vergnügt und zufrieden lebte er mit ihr in einem dreyssigjährigen Ehestande. Als sie starb, hinterließ sie ihm sechs Söhne, von welchen schon drey nach Frankreich gewandert waren, um dort — Schuhe zu putzen. Zwey arbeiteten in den vaterländischen

Bergwerken; der jüngste, als der Mutter Liebling, war noch zu Hause. Er war ein rüstiger, hübscher Pursche von siebenzehen Jahren, und würde, besser gekleidet, manchen Baron und Grafen in der Gestalt übertroffen, mancher Dame Augen auf sich gezogen haben. — „So gehts nicht länger, sagte einst sein altrr Vater zu ihm, hier kannst du dir nichts erwerben, und verdienst, wenn du auch wie ein Lastthier arbeitest, kaum das trockene Brod. Folge dem Beyspiele deiner Brüder; reise in ein fremdes Land! Dort hat mirs, hats deinen Brüdern besser geglückt, und wird dir wohl auch nicht fehl schlagen. Wandre je eher, je lieber! Ich gebe dir meinen Segen, und, um deiner Mutter willen, ei n Laubthaler auf die Reise mit. So ausgerüs. bist du vor allem Mangel gesichert.

Der junge Wolfgang, so hatte ihn seine deutsche Mutter genannt, empfieng Segen und Geld, und zog am andern Morgen aus. Sein Herz leitete ihn nach Teutschland. Die gute Mutter hatte ihm von diesem schönen Lande eine so reizende Beschreibung gemacht, daß er der Begierde, es zu sehen, nicht widerstehen konnte. Ehe er es noch erreichte, kaufte er für sein ganzes Kapital einige Mäusefallen und Hecheln, die, wie ihm sein alter Vater erzählt hatte, in jedem deutschen Dorfe eine willkommne Waare wären, und die er auch selbst zu machen verstand. Er fand den Rath des

Vaters bald gegründet. Da er die deutsche Sprache vollkommen verstand und sprach, so wußte er durch die allen Savoyarden angebohrne Beredsamkeit den alten Müttern und jungen Mädchen seine Waare so anzupreisen, daß er oft in einer Woche sein Kapital und nie ohne Vermehrung umsetzte. Seine wirklich blühende Gestalt, sein freundliches, nie ungestümes Bitten, erwarben ihm über dieß beynahe immer ein Stückchen Brod; oft ein ländliches Mittag oder Abendmahl, und stets ein freyes Nachtlager; so daß er allen Gewinn sammeln, und schon von Nürnberg aus, durch einen heimziehenden Landsmann seinem alten Vater aus Dankbarkeit zwey Laubthaler übersenden konnte.

Von Nürnberg zog e[illegible]as Bayreuthische, und kam, durch ein Ungefähr geleitet, in die Gegend des berühmten Fichtelbergs. Als er hier einst Abends müde und matt sich einem Dorfe näherte, an verschiedene Thüren vergebens angeklopft hatte, und überall zu seiner Verwunderung schnöde abgewiesen worden, mußte er, was so selten geschah, sein Nachtlager in der Schenke des Orts suchen. Kaum war er in die Stube derselben getretten, als der Wirth mit der Mütze in der Hand ihm entgegen kam, und sich hoch freute, das Glück und die Ehre zu haben, einen so vornehmen Gast bewirthen zu können. Er nöthigte den, über dieß Kompliment erstaunenden Savoyarden sogleich in ein Nebenstübchen, und rief, ohne seine Gegenvorstellung

abzuwarten, seiner Frau, die in der nahen Küche für ihr Gesinde das Abendmahl bereitete. Käthe, schrie er ihr entgegen, laß alles stehen und liegen! Schlachte die fetteste Henne ab, koch eine Weinsuppe, koche was du hast! was gut und theuer ist. Der längst erwartete Gast ist angekommen; tumle dich, und laß es ja an nichts fehlen. " — — Die Wirthin empfieng diese Nachricht mit lautem Freudengeschrey, und eilte in die Küche zurück, um die erhaltenen Befehle aufs schleunigste zu vollziehen. Wolfgang, der hier nichts als Irrthum vermuthen konnte, ergriff jetzt des geschäftigen Wirthes Hand. Mein Herr, sagte er, sie irren sich; sie müssen mich verkennen. Ich bin ein armer Savoyarde, verkaufe Mäusefallen und Hecheln. Wie könnte ich solch einen Empfang verdienen?

Der Wirth. Setzen Sie sich doch, gnädiger Herr, setzen Sie sich! Sie werden müde seyn! Lieber Gott, wenn man so einen weiten Weg zu Fuße machen muß, und es nicht gewohnt ist, so muß man doppelt müde werden! — — Hahaha! Ich mich irren? Hahaha! Ich irre mich nicht. Ich bin zwar nur ein armer Wirth, aber ich weiß doch manches, was andere nicht wissen! — — Solch ein Glück, solch eine Ehre kommt unser einem nicht alle Tage, und man muß sich dessen würdig zu machen suchen.

Wolfgang. Lieber, ehrlicher Mann, es ist

unmöglich, sie müssen mich verkennen! Ich wiederhole es noch einmal: ich bin ein armer Savoyarde, suche durch einen kleinen Handel ein Stückchen Brod zu verdienen, und bitte nur um ein Nachtlager.

Wirth. Hahaha! Ganz recht, das soll Ihnen ja von Herzen gern vergönnt seyn. Ich bedaure nur, daß ich nicht im Stande bin, eine so vornehme Person nach Würden zu bedienen, und eure Gnaden müssen schon mit dem guten Willen vorlieb nehmen. Ein Schelm giebt mehr, als er hat!

Wolfgang. Mein Herr, so müde ich bin, so zwingen sie mich doch fort zu gehen, und bey irgend einem Bauern ein Nachtlager zu suchen. Es muß hier ein Irrthum vorgehen, den ich auf keine Weise benutzen will.

Wirth. Um Gotteswillen, sie werden mich ja nicht unglücklich machen? werden mich ja nicht verschmähen? Freylich, freylich! ich sehs ein. Ich habe gefehlt; aber, Gott weiß, aus lauter Freude, aus lauter Vergnügen! Ich hätte nicht so dumm seyn, hätte sie für das ansehen sollen, für was sie angesehen seyn wollen! Ich bitte tausendmal um Vergebung, aber bleiben sie nur! Ich müßte geradezu verzweifeln, wenn sie mein Haus verachten, und bey einem andern ein Nachtlager suchen wollten.

Wolfgang. Ich begreife ihre Entschuldigung eben so wenig, wie ihre Einladung. Sie nann-

ten mich, gnädiger Herr, euer Gnaden! Ich wiederhole es noch einmal: sie verkennen mich, und so lange sie diß nicht einsehen, so lange kann ich auch ihre Einladung nicht annehmen.

Wirth. Je nun, lieber Gott, ich gesteh's ja herzlich gerne, daß ich gefehlt habe; ich sehe meinen Irrthum ein. und bitt um Verzeihung. Ich weiß, und glaub es ja, daß Euer — — Je! daß sie aus Savoyen kommen, und mit Mäusefallen und Hecheln handeln. Sind sie nun beruhigt? Sind sie zu frieden? Werden sie bey mir bleiben?

Wolfgang. Von Herzen gerne; denn dieß ist eben meine Bitte. Aber nun müssen sie auch die bestellte Mahlzeit absagen!

Wirth. Nein! nein! alles was sie wollen, nur dieß nicht! Ich weiß, was sich ziemt und gebührt. Ich bin allen Savoyarden von Herzen gut, und sie werden mir erlauben, daß ich sie, so wie ichs vermag, bewirthe.

Wolfgang (lachend): Mein Magen ist damit ganz wohl zufrieden, aber mein Beutel desto weniger. Und ihnen ihren Irrthum ganz zu benehmen, muß ich ihnen geradezu sagen, daß mein ganzes Vermögen kaum hinreichen würde, diese Mahlzeit zu bezahlen.

Wirth. Bezahlen? Um Gotteswillen! Wer redt denn von Bezahlung? Ich will sie ja keineswegs als Gastwirth, sondern als — als ein guter Freund, mit dem wenigen, was ich habe, be-

wirthen. Bezahlen? Ja! da kämen sie mir recht! und wenn sie mir eine Handvoll Dukaten geben wollten, ich würde nicht einen einzigen annehmen. Bleiben sie acht Tage, bleiben sie einen Monat, ein ganzes Jahr bey mir, und nennen sie mich den schlechtesten Kerl, wenn ich einen Kreutzer begehre! Ich bin auch in der Fremde gewesen, ich weiß, wie's thut, wenn man so ungefähr einen gutherzigen Mann antrift, der sein weniges mit einem theilt. Was ich thue, thue ich aus redlichem Herzen, aus gutem Willen, und den werden sie doch nicht verschmähen?

Wolfgang. Nein gewiß nicht, ich nehme ihn im Gegentheile mit vielem Danke an..

Wirth. Sie beschämen mich ordentlich! Sie mir danken! —— Ich habs ja schon gesagt, ich thu es aus keiner eigennützigen Absicht, sondern bloß, wenn sie wollen, als ein gutes Werk; und so etwas wird einem, ehe man vermuthet, ehe man sichs einbildet, oft sehr reichlich vergolten. Sie bleiben doch bey mir?

Wolfgang. Wie könnte ich solch einer Einladung widerstehen? Mein Vater, der auch in Teutschland war — —

Wirth. Ja, war er? war er? Nun das freut mich doppelt. Ob er wohl auch in unserer Gegend gewesen ist?

Wolfgang. Leicht möglich!

Wirth. Ja! ja! Hehehe! Leicht möglich!

Doch sie wollten etwas von ihrem Herrn Papa — von ihrem Vater wollte ich sagen, erzählen!

Wolfgang. Mein Vater hat mir viel von den biedern, rechtschaffenen und gutherzigen Teutschen erzählt; aber solch eine Einladung, solch eine Ehre ist ihm wohl schwerlich auf seiner Wanderschaft wiederfahren.

Wirth. Nun, das freut mich! freut mich ausserordentlich! Aber setzen sie sich doch!

Wolfgang. (setzt sich) nur muß ich sie nochmals bitten, wenn sie sich etwann doch in meiner Person irren, und diesen Irrthum früh oder spät entdecken sollten, daß sie mir nicht die geringste Schuld beymessen. Ich habe, glaube ich, alles gethan, um sie zu überzeugen, daß ich nichts als ein armer Savoyarde bin! — — Lesen sie hier meinen Paßport, der kann sie noch mehr, und vollkommen überzeugen!

Wirth. Je, du mein Gott! Ich glaube es ja! — aber weil sie's befehlen, so will ich den Paß lesen. (ließt und reicht ihm solchen lächelnd wieder) Ja, ja! Alles recht! Alles so, wie sie gesagt haben! Ein Paß ist auf der Reise allemal nöthig, man mag nun, wie unser einer, oder wie große Herren inkognito reisen. Doch ich muß nur Anstalt machen; lassen sie sich die Zeit nicht lang werden, ich bin gleich wieder hier!

Indeß nun der Wirth hin und her lief, die Gläser schwenkte, ein sauberes Tischtuch hervor

suchte, und die zinnernen Löffel mit Kreide puzte, saß Wolfgang da, und wußte nicht, was er denken sollte. Oft gerieth er in Versuchung an des Wirths richtigem Verstande zu zweifeln; aber alle seine übrigen Handlungen, die Akkuratesse, mit welcher er jedem Gaste in der Nebenstube seinen Krug Bier aufschrieb, überzeugten ihn vom Gegentheil, und vermehrten seine Verwunderung. Das Abendmahl ward, unter hundert Betheurungen, daß man in der Eil nicht mehr vermöchte, aufgetragen. Die Wirthin vermehrte die Gesellschaft, und so sehr auch Wolfgang bat, so war doch, weder sie, noch ihr Mann, zu vermögen, Theil am Mahle zu nehmen, und sich an Tisch zu setzen. Beyde standen hinter seinem Stuhle, und harrten seines Winkes. Wolfgang, dem es in seinem Leben noch nicht so wohl geworden war, vergaß beym Anblik der rauchenden Schüsseln jeden Zweifel; ließ sichs zur größten Freude der Wirthin herrlich schmecken, und leerte manches Glas sauern Landwein auf ihre Gesundheit aus.

Nach aufgehobener Tafel wurde er unter neuen Komplimenten nach der Oberstube geführt, wo Wirth und Wirthin nochmals baten: mit dem schlechten Nachtlager diesmal vorlieb zu nehmen: und zu bedenken, daß man sich eines so angenehmen Gastes so bald nicht versehen habe. Wolfgang fieng, als er allein war, über sein unverhofftes Glück Betrachtungen zu machen an; er

konnte es nicht begreifen, wie man einem armen Savoyarden so auszeichnend, so liebreich begegnen könne; er muthmaßte gewissen Irrthum, und beruhigte sich nur mit der eben so gewissen Ueberzeugung, daß er zur Vermehrung desselben nichts beygetragen habe. Die weichen Betten verhinderten bald alle andere Vorstellung; sie beförderten seinen Schlaf, aus dem ihn erst, schon spät am andern Tage, ein leises Klopfen an der Thüre erweckte. Er stand hurtig auf, zog seinen Kittel eben so geschind an, und öffnete dem Klopfenden die Thüre. Die Wirthin trat mit Kaffee und allem Zugehör herein, wünschte ihrem Gast wohl geschlafen zu haben, und erkundigte sich zugleich: ob er nicht erlauben wolle, daß ein vornehmer Herr aus der Nachbarschaft mit ihm frühstücken könne? Wolgang versicherte, daß er hier gar nichts zu befehlen, folglich auch eben so wenig zu erlauben habe; daß ein Frühstück sowohl, als auch ein vornehmer Besuch für ihn eine unverdiente, unerwartete Ehre sey; und es also bloß von der Güte des vornehmen Herrn abhange, ihn dessen würdigen zu wollen. Die Wirthin hüpfte sogleich fort, und trat eben so geschwind mit einem etwas ältlichen Herrn herein, der ein grünes, mit Gold besetztes Kleid trug Wolfgangs Verlegenheit mehrte sich bey dem Anblick eines so vornehmen Herrn um ein großes.

Besuche dieser Art waren ihm noch nicht vor-

gekommen; er wußte sich dabey gar nicht zu benehmen, und vermuthete überdieß noch, daß dieser Herr aus keiner andern Absicht gekommen sey, als seinem Wirthe den unbegreiflichen Irrthum, den er in Ansehung seiner Person hegte, zu benehmen. Es war also gar kein Wunder, daß Wolfgang ganz verwirrt da stand, zu zittern anfieng, und nur durch das Bewußtseyn, daß er jenen Irrthum auf keine Weise unterstützt, oder veranlaßt habe, aufrichtig erhalten wurde. Doch so verwirrt er Anfangs war, so sah er doch bald zu seiner großen Verwunderung, daß sein Gast in keiner bessern Lage sich befinde. Der mit Gold bordirte Herr machte stumme Bücklinge, tiefe Komplimente, sprach von Freyheit, um die er bitte; von Verzeihung, die er sich nehme; gieng dann auf Glück und Ehre, auf unerwartete Freude über, und blieb endlich gar stecken. Ein oft wiederholtes Husten und Räuspern sollte zwar die Verlegenheit des Redners verbergen: aber so wenig Wolfgang auch Welt und Menschen kannte, so sah er doch sogleich ein, daß dieser Herr keineswegs ihm zu drohen, oder zu schaden gekommen sey, und er ruhig abwarten könne, was aus diesem neuen und unerwarteten Betragen erfolgen würde. Er bat daher seinen Gast, sich niederzulassen, und als dieser versicherte, daß er den angenehmen Befehl auf keine Weise eher befolgen würde, bis Wolfgang nicht ein gleiches thue, so

setzte sich dieser an seine Seite, und die geschäftige Wirthin begann Kaffee einzuschenken.

Aus ihrem Munde erfuhr er nun, daß sein Gast ein gnädiger Herr, und der gebietende Herr des Dorfs sey; daß er ein schönes Schloß, eine halbe Stunde von da entfernt, besitze, und sich ein wahres Vergnügen daraus mache, jeden Fremden daselbst zu bewirthen. Der gnädige Herr — er soll, weil ich den wahren Namen verschweigen will, Herr von Tiefenthal heissen — bejahte jede Rede der Wirthin, und fügte am Ende hinzu: daß er sichs für die größte Ehre, für ein wahres Glück und unendliches Vergnügen schätzen würde, wenn auch Wolfgang ihn besuchen und einige Zeit bey ihm zubringen wolle. Sehr überraschend war schon diesem der Besuch eines gnädigen Herrn gewesen, noch weit superlativischer war ihm daher solch eine Einladung; er befand sich, um schulmäßig zu sprechen, weit über der höchsten Vergleichungsstaffel der Verwunderung, und vermochte sie daher nicht auszudrücken.

Tiefenthal. Ich mache mir wirklich große Hoffnung, dieses Glückes theilhaftig zu werden, und bitte nochmals um Erhörung meiner Bitte.

Wolfgang. Gnädiger Herr, sie sehen meiner Verwirrung, meiner Verwunderung höchsten Grad! Was kann sie veranlassen, — und — wenn ich so kühn seyn darf, weiter zu fragen: was kann sie bewegen, einen fremden, äusserst armen Sa-

voyarden auf ihr Schloß einzuladen? Sie müssen mich verkennen; müssen durch einen unbegreiflichen Irrthum betrogen, mich für einen andern, weit wichtigern Mann halten. Ich versichere sie daher aufs heiligste, daß der Kittel, den ich trage, meinem Stande vollkommen angemessen, daß er mein bestes, mein einziges Kleid, daß mein Vater, zwar ehrlich und redlich, aber einer der ärmsten und niedrigsten unter allen Bewohnern von Savoyen ist, und überlasse es jetzt der Entscheidung ihrer Vernunft: ob sie ihre für mich ganz unverdiente Bitte wiederholen wollen und kennen?

Tiefenthal. Ich wiederhole sie nicht allein, sondern versichere sie nochmals, daß es mir das größte Vergnügen verursachen wird, wenn sie solche erfüllen.

Wolfgang. Wie ich diese Ehre nach solch einer Erklärung noch verdiene, begreife ich freylich nicht; aber Thorheit würde es von mir seyn, wenn ich sie jetzt nicht annehmen wollte. Gottes Führung ist oft wunderbar, und daß ich armer, völlig fremder Mann hier auf einmal solche vornehme, und ganz uneigennützige Freunde finde, ist sicher ein Werk derselben. Ich werde heute noch meine Aufwartung bey Euer Gnaden machen, und gewiß alle Wohlthaten, die sie mir so unverdient erzeigen wollen, mit dankbarstem Herzen annehmen und wenigstens dadurch zu verdienen suchen.

Tiefenthal. Sie verkennen mich ganz, wenn

sie glauben, daß ich eigennützig bey meiner Einladung denke, oder dadurch Dank zu verdienen hoffe. Ich erfülle bloß Pflicht und ein Gelübde, dem ersten Fremden, der die hiesige Gegend besuchen wird, seinen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen! —— Nun habe ich Ihnen aber noch verschiedene Vorschläge und Bitten vorzutragen. Wollen sie wohl so gütig seyn, und mich anhören?

Wolfgang. Ihre Großmuth und Höflichkeit macht mich stumm. Befehlen sie mit mir; was in meiner Macht steht, werde ich gewiß erfüllen.

Tiefenthal. Ich wünsche, und will sie, in meinem Schlosse als einen Freund, als einen innig bekannten bewirthen. Ihre Kleidung, die sie jetzt tragen, der Handel, den sie da mit Hecheln und Mäusefallen führen, würde dieß, wo nicht unmöglich, doch sehr auffallend machen. Die Bauern der hiesigen Gegend sind überdieß aus sehr verzeihlichem Irrthume, gegen alle Fremde und besonders gegen Italiener, äusserst mißtrauisch und wirklich grob.

Wolfgang. Dieß kann ich selbst bezeugen; denn ihr ganz widriges und scheues Betragen zwang mich gestern wider Willen, mein Glück hier im Wirthshause zu suchen.

Tiefenthal. Dieser bereits erwähnten Ursachen, und ihrer eigenen Ueberzeugung wegen, wäre daher mein Rath und meine Bitte, daß sie —

wenn

wenn nicht etwan ein besonderes Gelübde dieß ausdrücklich heischt — ihre bisherige Kleidung, und ihre Waaren ablegen, und so lange sie sich bey mir aufhalten, in einer anständigen Kleidung erscheinen möchten. Ich versichere sie, daß sie ihren Endzweck, der sie etwan hieher führt, dadurch weit besser als auf die jetzige Art erreichen werden.

Wolfgang. Gnädiger Herr, ich verstehe sie nicht; aber immer klärer und deutlicher wird mirs, daß sie mich verkennen. Wie kann ich mit dem besten Willen ihr Verlangen befriedigen? Dieser Beutel enthält meine ganze Baarschaft, mein ganzes Haab und Gut. Es sind sieben Gulden und einige Kreutzer darinn. Urtheilen sie selbst: ob diese hinreichend sind, mich davon anständig zu kleiden? Und wollte ich —

Tiefenthal. Erlauben sie, daß ich ihnen ins Wort falle. Ich weiß ganz wohl, daß sie wenig Geld bey sich führen, auch mehr nicht haben können, und aus dieser Ursache bitte ich sie, mir zu erlauben, daß ich alles, was ihnen nöthig ist, besorgen darf.

Wolfgang. Ich? Erlauben? —— sie sehen, ich kann auf dieß, wie auch vieles vorhergehende gar nicht antworten. Wollen sie einen armen Teufel glücklich machen; haben sie wirklich gelobt, sich eines Fremden väterlich anzunehmen, und soll ich dieser Glückliche seyn, so muß, so werde ich es mit dem größten Danke erkennen. Mehr

kann ich ihnen auf alle ihre großmüthige Anträge nicht antworten.

Tiefenthal. Lassen sie sich umarmen! Wir wollen, wir werden gewiß Freunde, innige Freunde werden; und jetzt hören sie meinen ganzen Vorschlag. Ich hatte einen Sohn, — er war in ihrem Alter, hatte ihre Gestalt, ihre Größe. Vor einem Jahre starb er auf Universitäten. Man sandte mir seine Kleider, seine ganze Habseligkeiten. Der Schmerz, den einzigen Sohn so bald, so früh verloren zu haben, verhinderte mich immer diesen Koffer zu öffnen, und ich bestimmte schon lange her den ganzen Inhalt desselben zum Besten eines armen Reisenden. Hier ist der Schlüssel; der Koffer steht vor der Thüre, und wird sogleich herein gebracht werden; ich warte indeß unten, bis sie sich angekleidet haben, und dann fahren sie in meinem Wagen mit auf mein Schloß. (sieht nach der Uhr) Es ist bald Mittag: wir haben keine Zeit zu verlieren.

Tiefenthal nahm jetzt unter vielen Komplimenten Abschied, und der erstaunte Wolfgang blieb unbeweglich stehen. Noch hatte er sich von diesem Erstaunen nicht erholt, als die geschäftigte Wirthin mit einer Magd herein trat, und neuen Stoff zum Erstaunen, einen großen, schweren Koffer zu seinen Füssen stellte. Ich wette, gnädiger Herr, sagte die Wirthin, als sich die Magd entfernte, sie würden sich nicht so lange geweiget haben, unsern gnä-

digen Herrn auf sein Schloß zu begleiten, wenn sie gewußt hätten, wen sie dort antreffen werden!

Wolfgang. Wen kann ich dort finden? Wen antreffen, den ich kennte, der mich interessirte?

Wirthin (heimlich) Ein scharmantes, schönes, allerliebstes, niedliches Kind, unser gnädiges Fräulein Louise. Sie ist erst sechzehn Jahr alt, hat aber Verstand, wie eine Frau von achtzig Jahren. Sie liest beständig in Büchern, spielt auf dem Klavier; kurz sie ist ein Mädchen, wie's weit und breit keine giebt. Und reich, sehr reich wird sie auch einmal werden, wird zwey schöne Güter erben, wird — doch ich stehe da, und plaudere, und denke nicht daran, daß sie sich ankleiden müssen. Machen sie ja bald, der gnädige Herr wartet unten.

Sie entfernte sich mit einem tiefen Knicks, und überließ Wolfgangen den Koffer zu beliebigem Gebrauche. Lange stand dieser unentschlossen da, bis er ihn endlich öfnete, und beym Anblicke so schöner, so herrlicher Kleider in neue Verwunderung und Entzücken ausbach — Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich dieß alles beschreiben, wenn ich sein linkes, komisches Benehmen beym Ankleiden schildern wollte. Er brauchte mehr als eine Stunde Zeit, und stand endlich als einer der ersten Stutzer gekleidet, da. Er hatte ein blaues Kleid mit Dressen an; sein langes schwarzes Haar, das er sonst in einem fest geflochtenen

Zopfe trug, war gelöst, und mit einem Kamme nachläßig hinaufgesteckt; die von Natur gekräuselten Haare bildeten an jeder Seite Locken, wie sie kein Friseur schöner, wenigstens nicht natürlicher fomiren konnte. Ein großer Huth, der nach Sitte damaliger Zeiten ebenfalls bordirt, nnd obendrein rund herum mit einer Feder garnirt war, gab ihm das vollkommene Ansehen eines Kavaliers. So betheuerte es wenigstans die Wirthin, welche sich schon einigemal an der Thüre gemeldet hatte; so bestätigte es ebenfalls der Wirth, und endlich selbst der gnädige Herr von Tiefenthal, der ihn umarmte; seinen zweiten, seinen wiedergefundenen Sohn nannte; ihn nebst dem Koffer auf seinen Wagen packte, und voller Freude, voller Vergnügen mit ihm davon fuhr. Wolfgang ließ dieß alles stillschweigend geschehen, denn er glaubte wirklich zu träumen, und fürchtete sich, aus dieser angenehmen Täuschung plötzlich zu erwachen. Er betrachtete ohne Unterlaß sein schönes Kleid, zupfte an seinem Manschettenhemde, und braunte von Begierde, sich bald in einem Spiegel betrachten zu können. Tiefenthal schwatzte viel und bat ihn oft, jetzt ganz seines vorigen Standes zu vergessen. Wolfgang antwortete bloß einsylbig, und bemerkte erst am Ende des Wegs, daß er sehr undankbar an seinem Wirthe und seiner Wirthin gehandelt, und sich nicht einmal für das gestrige so herrliche Mahl und Nachtlager bedankt habe. — Das können sie,

antwortete Tiefenthal, wenn sie ja so gar gewissenhaft sind, diese Tage einmal thun, können es den Leuten auf irgend eine andere Art vergelten. Wie er eben diese Rede geendigt hatte, stand der Wagen vorm Schlosse. Ein Jäger hob beyde heraus, Wolfgang gieng an der Hand seines neuen Wirthes die Treppe hinauf, trat mit ihm ins Zimmer, und fand dort Fräulein Louisen, die eben auf dem Klavier klimperte. Sie stand sogleich auf, und gieng den Kommenden entgegen. Da, Louise, sagte ihr Vater, bring ich dir einen Gast, der dir, wenn ich auf der Jagd bin, die Zeit zu vertreiben, mit dir spatzieren zu gehen, zu singen und in hübschen Büchern zu lesen versprochen hat.

Wolfgang machte nach dieser Aufführung einige krumme Bücklinge. Er wollte zwar etwas von Ehre, Gnade und Bekanntschaft sprechen, da er aber unmöglich seine Ideen gehörig ordnen konnte, und das schöne Fräulein nur schüchtern anzublicken wagte; so überließ er es ihr, sich das ganz zu denken, was er nur abgebrochen daher stammelte. Fräulein Louise, die von seiner Ankunft schon unterrichtet seyn mußte, freute sich nun der Ehre, mit einem so weit gereisten Manne näher bekannt zu werden. "Schon längst, fuhr sie fort, hat man mir Italien als ein Paradies geschildert, und ich hoffe, durch sie die nähere Beschreibung und Bestätigung dieser Schilderung zu hören." Wolfgang den Mutter Natur mit einer guten Portion Ver-

stand, und mit einer noch stärkern Portion Witz begabt hatte, raffte nun alle seine Kräfte zusammen, um doch einmal auf etwas antworten zu können. Er versicherte Fräulein Louisen zwar etwas weitläufig, aber doch immer naiv genug, daß Italien unmöglich ein Paradies genannt zu werden verdiene, weil diesem Lande der größte Vorzug desselben, eine schöne Eva, mangle; Teutschland aber allerdings die Benennung mit mehrerm Recht verdiene, weil er eben in diesem Lande jetzt das Glück geniesse, der schönsten Eva in der Welt sein Kompliment zu machen.

Vater und Tochter vereinigten sich nun, diesen witzigen Einfall zu bewundern, zu belachen, und Wolfgang gewann dabey Zeit, sich in einem großen Spiegel, dem er eben gegenüber stand, zu betrachten. Er fand, daß ihn sein Anzug herrlich kleide, daß er wirklich schön sey, und allerdings einen Kavallier vorstellen könne. Diese Ueberzeugung machte ihn stolz, und verminderte seine Blödigkeit. Er blickte freyer umher, und verweilte mit seinem Blicke in Louisens schönen Augen, die diesen etwas frechen Blick nicht zu ertragen vermochten, und sich schamhaft zur Erde senkten. Wolfgang war wirklich ein sehr schöner Mann, Fräulein Louise nicht minder eines der niedlichsten weiblichen Geschöpfe, und doch war zwischen ihnen beyden, ein so großer, ein so auffallender Kontrast, den ich zu beschreiben gezwungen bin, um ihn anschauend darzustellen.

Wolfgang war groß, stark von Person, sein Gesicht war von der Sonne gebrannt, und daher merklich braun, seine Wangen waren hoch geröthet, sein großes Auge, sein langes Haar glänzte in dunkler Schwärze.

Fräulein Louise war mehr klein als groß, hatte eine der schönsten, beynahe zu feinen Taillen, ihr Auge war eines der hellblauesten, ihr Haar äusserst blond, das Gesicht milchweiß mit angenehmen Blau durchnetzt, und ihre Wange nur sehr blaß geröthet. Beyde verdienten also schön genannt zu werden; beyde waren es in der That; aber auch eben so gewiß auf ganz entgegengesetzte Art. Denn alles mangelte Louisen, was Wolfgang im Ueberfluß besaß.

Der Ruf zur Tafel machte den Fragen und Antworten ein Ende. Fräulein Louise reichte Wolfgangen ihren Arm, und da ihr dieser, anstatt ihn anzunehmen, bloß ein stummes Kompliment machte, und endlich gar vorangieng, so folgte sie ihm mit der gewissen Ueberzeugung, daß dieß in Italien so Sitte seyn müsse. Wolfgangs bäurisches einigemal beinahe ungesittetes Betragen bey der Tafel wurde von ihr aus eben diesem Gesichtspunkte beurtheilt, und ihr gewiß nicht alberner Verstand schloß eben so natürlich: daß Wolfgang, wenn er mit der teutschen Artigkeit, und französischen Politesse näher bekannt werden würde, ein angenehmer, und sogar liebenswürdiger Mann

seyn müsse. Eben hatte man das letzte Glas Wein geleert, zum letztenmal die Gesundheit des neuen Gastes getrunken, als der Ton eines Posthorns die Anwesenden ans Fenster rief. Ein Wagen, mit vier raschen Hengsten bespannt, hielt am Thore, und die Gräfin von M... stieg aus. Herr von Tiefenthal, der sich der Ehre, von ihr besucht worden zu seyn, noch nie erinnerte, eilte sogleich mit seiner Tochter Ihro Excellenz entgegen. Wolfgang blieb einsam im Saale stehen, und dachte eben ängstlich nach: wie lange wohl die ihm so angenehme Täuschung dauern könne? als Tiefenthal mit der Gräfin an der Hand herein trat. Eine neue Verlegenheit für den armen Wolfgang, der keineswegs wußte, wie er sich gegen diese Dame betragen sollte, und doch auch herzlich wünschte, seinem so gütigen Wirthe keine Schande zu machen. Dieser hatte indeß die Gräfin nach dem Kanapee geführt, und wandte sich nun zu Wolfgangen. Dieß ist, sagte er, Ihro Excellenz, die Frau Gräfin von M...! Dieß, indem er sich wieder gegen die Gräfin wandte, und auf Wolfgang zeigte, dieß ist ein sehr guter Freund von mir, der eben aus fremden Ländern kömmt, und mir die Ehre erzeigt, einige Zeit bey mir vorlieb nehmen zu wollen. — Wolfgang machte einige tiefe Bücklinge, welche zu seinem Erstaunen die Gräfin aufs freundlichste und sogar aufstehend erwiederte.

Gräfin. Es ist mir eine besondere Ehre, Sie kennen zu lernen. Darf ich so frey seyn, nach ihren Namen zu fragen?

Wolfgang. Ich — ich heisse eigentlich —

Tiefenthal. (ihm ins Wort fallend) Ihro Excellenz sehen die Verlegenheit meines Freundes! Verschiedene und gewisse Umstände verhindern ihn, hier Landes seines Namen bekannt zu machen. Er ist incognito gekommen und will auch eben so wieder abreisen. Unterdessen habe ich die Ehre, Euer Excellenz zu versichern, daß mein Freund aus einer der ältesten und angesehensten Familien herstammt, und daß eben so wenig irgend ein Verbrechen oder Unfall ihn sich zu nennen verhindern.

Gräfin. Auch ohne ihre Versicherung, Herr von Tiefenthal, würde ich dieß geglaubt haben. Mein lieber Unbekannter, sie verzeihen, wenn ich sie nicht gehörig tituliere, setzen sie sich doch zu mir! O näher — — immer noch näher! Halten sie die teutschen Frauenzimmer denn für so spröde, oder — was freylich unserer Einbildung ein großes Kompliment wäre — für zu gefährlich? Hm?

Wolfgang — blieb die Antwort schuldig, und schob seinen Stuhl näher.

Gräfin. Sie können nicht glauben, wie sehr ich gereiste und folglich erfahrne Männer schätze, wie gerne ich ihres Umganges geniesse, und mit

welchem Vergnügen ich ihre Erzählungen anhöre! Kommen sie direckte aus Italien, oder? —

Tiefenthal. Um Vergebung, Euer Excellenz, mein Freund kommt nicht aus Italien; war nie dort, ist also auch kein Italiener.

Wolfgang staunte ihn bey diesen Worten an, und verlor nun vollends alle Fassung, weil er nicht begreifen konnte: warum sein Wirth der Gräfin geradezu Unwahrheiten ins Gesicht sagte?

Gräfin. (verwundesrungsvoll) Kein Italiener? Nie in Italien gewesen? Und ich hätte darauf schwören, mein bischen Larve, meine ganz kleine Portion vom Verstande verwetten wollen, daß ihr unbekannter Freund ein Italiener sey! Diese römische Nase, dieß schwarze Auge und noch schwärzere Haar scheint es deutlich zu beweisen! Doch man kann sich irren: man kann aus unbekannten Ursachen auch absichtlich zum Irrthum verleitet werden! Was sagen sie dazu, Herr von Tiefenthal?

Tiefenthal. (verwirrt) Ich kann nichts anders thun, als meine Versicherung wiederholen! — Befehlen Euer Excellenz eine Tasse Kaffe? Louise, schelle doch, und laß Kaffe bringen.

Die Unterhaltung nahm nun einen andern Gang, die Gräfin protestirte gegen allen Kaffee, Tiefenthal bestand darauf, und er ward gebracht. Man sprach vom Wetter, von der Landwirthschaft, von Staatsgeschäften, und so oft die Gräfin die Unterredung auf Wolfgangen lenken, irgend eine

Frage an ihn thun wollte, so oft wußte auch Tiefenthal dieser Frage durch eine andere auszuweichen; so daß Wolfgang zu seinem innigen Vergnügen einen bloß stillen Zuschauer abgeben konnte, und nur dann und wann seinen Beyfall oder Verwunderung durch Mienen auszudrücken brauchte. Nach langen, vergeblichen und sehr sichtbaren Versuchen, mit Wolfgangen näher bekannt zu werden, erhob sich endlich die Gräfin von ihrem Sitz. Tiefenthal bat zwar um längern Genuß der grossen Ehre, sie ward ihm aber nicht gewährt, weil die Sonne schon sehr tief stand, und die Gräfin, noch vor ihrem Untergange, wieder auf ihrem Schlosse seyn wollte. Sie schied unter vielen Komplimenten, und bedauerte herzlich: daß sie mit dem fremden Herrn nicht näher Bekanntschaft hätte machen können. Sie haben ja, sagte sie zu Wolfgangen, die ganze Zeit, daß ich hier war, kaum eine Sylbe mit mir gesprochen? Wissen sie wohl, daß ich mit Recht auf sie böse seyn könnte!

Wolfgang. Euer Excellenz verzeihen! —

Gräfin. (lachend) Daß ich schon wieder stumm bin! Nun, nun! Ich verzeih's ihnen gerne, weil ich ihre Absicht errathe und billige! Doch ganz ungestraft sollen sie nicht entkommen! Zur Strafe sollen sie mich nach meinem Wagen begleiten!

Sie machte nun ringsherum einen tiefen Knix, faßte Wolfgang beym Arm, und zog ihn hüpfend

mit sich die Treppe hinunter. Tiefenthal folgte natürlich samt seiner Fräulein Tochter. Am Wagen stand die Gräfin stille, und blickte rings umher. Ein herrlicher, ein schöner Abend! rief sie endlich aus. — Ja wohl, ein sehr herrlicher Abend, lallte der verwirrte Wolfgang ihr nach!

Gräfin. So haben sie auch Gefühl für dergleichen Scenen? Dann wohl mir und ihnen! Dann soll uns nichts hindern, ihn mit einander zu geniessen. Sie müssen mich bis an mein Schloß begleiten; ich lasse sie alsdann im nämlichen Wagen zurückfahren.

Wolfgang. Euer Excellenz! — —

Tiefenthal. So sehr mein Freund diese Ehre zu schätzen weiß, so — —

Gräfin. (ihm ins Wort fallend, zu Wolfgang) Sie werden mir doch keinen Korb geben? Mir doch meine erste Bitte nicht abschlagen? Ums Himmels willen, bedenken sie doch, daß ich ein Frauenzimmer bin. Nur hinein! nur voran! —

Die geschäftigen Bedienten ergriffen jetzt Wolfgangen unter den Armen, hoben ihn in Wagen, die Gräfin folgte sogleich nach, die Thüre flog schnell zu, und eben so schnell rollte der Wagen fort. So großes Geräusch der Wagen auch machte, so hörte man doch darunter Tiefenthals protestirende Stimme ertönen, der wirklich dem Wagen nachlief. Die Gräfin legte sich in Schlag, verbat sich lächelnd die vielen Komplimente, und rief ihm

zu, daß sein Gast bald zurückkehren würde. Die muntern Hengste liessen ihn bald zurück, und die Gräfin wandte sich zu Wolfgangen, der angstvoll in die Ecke sich schmiegte.

Gräfin. Wirklich einer der schönsten, heitersten Abende, den ich erlebt habe!

Wolfgang. Ja, Euer Excellenz, ja!

Gräfin. Haben sie den Tasso gelesen?

Wolfgang. Gelesen? Nein!

Gräfin. So wären sie wirklich kein Italiener?

Wolfgang. Nein! Ich — ich bin aus Savoyen!

Gräfin. Armer Mann! Wie die Verstellung ihnen so schwer fällt! Wie sie immer nur mit einem einsylbigen Ja oder Nein sich zu schützen suchen, und dadurch eben ihre ganze Blösse zeigen. Bey mir brauchts keine Verstellung. Ich kenne sie, Signor, ich kenne sie ganz gewiß.

Wolfgang. Euer Excellenz kennen mich?

Gräfin. Ja, ja! ja!

Wolfgang. Wenn mich Euer Excellenz wirklich kennen sollten, so würden sie schwerlich mit mir im Wagen fahren!

Gräfin. Haha! Sie wollen mich wieder auf Abwege führen; abrr eben diese kenne ich schon. Waren sie gestern Abends nicht im Wirthshause zu L..? Haben sie nicht erst diesen Morgen den Herrn von Tiefenthal kennen gelernt? Sind dieß nicht seines Sohnes Kleider?

Wolfgang. Da Euer Excellenz alles wissen, so brauche ich es gar nicht zu läugnen; sehe auch nicht einmal die Absicht ein, warum ich es läugnen sollte. Ja, Euer Excellenz, ich bin ein armer Savoyarde, der bisher sein Brod durch Mäusefallen und Hechelverkauf zu verdienen suchte, der sich noch gestern Abends, als er eben diese Straße wandelte, das Glück, welches ihn erwartete, gar nicht träumen ließ, und der bis auf diese Stunde noch nicht weiß, und keineswegs begreifen kann: warum Herr von Tiefenthal so äusserst großmüthig, so väterlich an mir handelt? Warum er sogar mich bey Fremden als eine Standsperson aufführt, und seinen Freund nennt?

Gräfin. Sie sehen wirklich seine Absicht nicht ein?

Wolfgang. Nein!

Gräfin. Sie besitzen mehr Verstellung, als ich anfangs glaubte. Wie gefällt ihnen Fräulein Louise?

Wolfgang. Sie ist ein sehr schönes Frauenzimmer, und, wenn's nicht die größte Verwegenheit von einem so niedrigen und armen Manne, wie ich bin, wäre, so würde ich sagen: sie gefällt mir recht sehr!

Gräfin. Hahaha! Und sie sehen Tiefenthals Absicht noch nicht ein?

Wolfgang. Halten es Euer Excellenz meinem Unverstande zu gut, aber ich muß es noch

einmal wiederholen: ich sehe seine Absicht gar nicht ein, und verstehe Euer Excellenz eben so wenig.

Gräfin. Weil sie mich denn mit Gewalt zwing'n, so will ich es ihnen klar und deutlich sagen: Herr von Tiefenthal hofft in ihnen bald den Bräutigam seiner Tochter zu sehen.

Wolfgang. Solch eine Absicht hätte ich freylich nicht vermuthet; aber, Euer Excellenz, die ihrige errathe ich allerdings. Sie wollen mich zum besten haben; sie wollen mit mir scherzen, und so weh mir dieser Scherz in Ansehung meines Wohlthäters thut, so muß ich mir ihn doch gefallen lassen. Nur bitte ich Euer Excellenz, zu überlegen, daß Herr von Tiefenthal mich kennt; daß er eben so gut, wie sie, es weiß, daß ich einer der ärmsten Savoyarden bin; daß ich ihm meine Abkunft, meinen Stand gar nicht verläugnet, sondern ihn vielmehr ernstlich vor jedem Irrthum gewarnt habe; und er mich nach allen diesem versichert hat, daß er bloß eines Gelübdes wegen, einen armen Fremden glücklich zu machen, so großmüthig an mir handeln wolle.

Gräfin. Ey, des großmüthigen Mannes! Daß aber sie in einer solchen Falle sich fangen lassen, hätte ich wahrlich nicht geglaubt! Doch sie glauben, was sie wollen, und sagen was ihnen nöthig scheint! — — Verzeihen sie, mein Bester, daß ich mich in Sachen mische, die mich nichts angehen. Ich verspreche ihnen, kein Wort mehr

darüber zu sprechen. Nur bitte ich sie, mir zu erlauben, daß ich, wenn ich einst zur glücklichen Verbindung meinen Glückwunsch abstatte, sie daran erinnern, und mir zugleich von ihnen das Zeugniß ausbitten darf, daß wir Teutsche doch auch manchmal mehr wissen, als wir zu wissen scheinen.

Wolfgang. Ich verstehe Euer Excellenz ganz und gar nicht. Dieß muß ihnen der deutlichste Beweis seyn, daß sie sich in ihrer Meynung betrügen. Ueberhaupt ist mir alles, was seit gestern mit mir vorgeht, ein wahres Räthsel!

Gräfin. Das glaube ich herzlich gerne.

Wolfgang. Manchmal wird mirs ganz deutlich, daß in Ansehung meiner Person ein Irrthum obwalten müsse, und noch öfter kann ich eben so wenig begreifen: worinn dieser Irrthum bestehen könne, da ich doch alles mögliche gethan habe, um zu beweisen, daß ich derjenige bin, für welchen ich mich ausgebe.

Gräfin. Dieß muß ich bezeugen! Sie haben mir es bereits so oft wiederholt, daß es Thorheit oder vielmehr Grobheit seyn würde, daran zu zweifeln.

Wolfgang. Erlauben mir Euer Excellenz eine Frage! Verzeihen sie mir die Kühnheit, die ich mir dadurch nehme, aber die Umstände zwingen mich dazu.

Gräfin. Fragen sie, mein Bester, so viel sie

wol-

wollen; sie sollen mich bereit finden, ihnen alles, und gewiß aufrichtiger, als sie denken, zu beantworten.

Wolfgang. Irren sie sich nicht etwan auch in meiner Person? Halten sie mich wirklich für das, was ich bin, für einen armen Savoyarden, der kein Vermögen hat, der nichts besitzt, was er sein nennen könnte?

Gräfin. Ich, ich halte sie allerdings dafür, und glaube es auch eben so fest.

Wolfgang. Und fahren doch mit mir in einem Wagen?

Gräfin. Fahre mit ihnen in einem Wagen.

Wolfgang. Begegnen mir, wie einem ihres gleichen?

Gräfin. Begegne ihnen nicht allein so, sondern werde mirs zur größten Ehre rechnen, wenn auch sie mich für ihres gleichen halten wollen.

Wolfgang. Begreifs, wers kann, ich bins nicht im Stande! Habe oft wunderliche Geschichten vom besondern Glücke mancher Menschen gehört, aber solch ein Glück ist wohl noch keinem worden. Gestern suchte ich, aufrichtig zu sagen, noch mein Brod vor den Thüren, und heute fahre ich mit einer vornehmen Dame in einem Wagen mit vier Pferden spatzieren, und höre aus dem Munde dieser nämlichen Dame, daß sie sichs zur Ehre rechnen will, wenn ich sie als meines gleichen achte. Verzeihen mir, Euer Excellenz! ich bin ein

einfältiger Mensch, ich verstehe nicht Komplimente zu machen, aber ich fühle diese Ehre, dieß Glück sehr stark. Ich bin so gerührt, so — so — ich würde mich der Thränen nicht enthalten können, wenn ich nicht einmal gehört hätte, daß die vornehmen Damen Thränen für eine Schande hielten.

Gräfin. Bewahre uns der Himmel für solche Gedanken! Das Gefühl eines Mannes ist uns allemal rührend, und wenn er nur zu weinen scheint, so fliessen schon unsere Thränen. Den deutlichsten Beweis gebe ich ihnen selbst! (sie wischt sich Thränen aus den Augen) — — Doch wir vergessen, mein Bester, die Absicht unserer Reise! Wir wollten mit einander des schönen Abends geniessen, und wahrscheinlich werden wir im verschlossenen Wagen diese Absicht schwer erreichen. Lassen Sie uns durch die Alee zu Fusse gehen, der Wagen kann voraus fahren.

Sie stiegen nun aus, die Gräfin reichte Wolfgangen ihren Arm, und dieser verstand nunmehr schon, daß man den angebotenen Arm annehmen müsse. Sie giengen also Hand in Hand durch die dunkle Alee. Die Gräfin kramte alle ihre Empfindung über das Schöne und angenehme der Natur aus, und Wolfgang ließ sie ungehindert sprechen, denn ihn beschäftigte eine Empfindung anderer Art. Seiner Begleiterin Arm lag nachläßig in dem seinigen, er bewegte sich mechanisch bey jedem Schritte an seinem Körper auf und

nieder, und diese elektrische Reibung erregte in Wolfgangen ein Gefühl, das er vorher nie empfunden hatte: sein Herz schlug stärker, seine Nerven zuckten, sein Auge suchte und genoß zu gleicher Zeit. Jetzt erst sah er, daß die Gräfin eine junge, schöne Dame sey; ihr großes Auge, ihre vollen Wangen behagten ihm herzlich, und ihr noch voller Busen, der sich im Gehen immer mehr und mehr entschleyerte, beschäftigten seine ganze Einbildungskraft. Solch ein Weib möchte ich, dachte er, einst mein nennen! Solch ein Weib, fuhr er weiter zu denken fort, muß der Himmel auf Erden seyn. Gern wollte ich meinen bordirten Rock wieder ablegen, gern sechs Jahr noch vor den Thüren mein Brod suchen, wenn mir einst solch ein Weib würde! Gern — — doch es würde vergebene Mühe seyn, wenn ich alle die Pläne und Entwürfe erzählen wollte, die seinen Kopf durchkreutzten. Wer je in ähnlichen Fällen sich befand, wird die Lücke, die ich hier lasse, doppelt zu füllen wissen, und der, welcher nie so etwas fühlte, wird mir danken, daß ich sie nicht ausfüllte.

Selten, sehr selten, und dieß gemeiniglich nur bey pflegmatischen Körpern und Seelen, pflegt die Liebe langsam oder schrittweise zu kommen. Sie sprengt, wenn ich mich so ansdrücken darf, in vollem Galoppe daher, überfällt den Sichern plötzlich, und verwundet ihn gemeiniglich tödtlich.

Sie gleicht dem Wolkenbruche; nicht vorher fallende Tropfen, nicht gewöhnlicher Regen kündigen ihn an. Die Wolke berstet plötzlich, und der unvorbereitete Wanderer steht bis am Halse im Wasser, sieht sich von dem gewaltigen Strome fortgerissen, ehe er noch weiß, woher die Macht kam, die ihn unaufhaltsam ins Thal hinab führt. Lache wer da will, über diß Gleichniß! Kommt mirs doch selbst lächerlich vor, und gleichwohl laß ichs stehen, weil ein Wolkenbruch und brausende Liebe oft so ganz gleiche Wirkung haben. Verheerend und schnell vorübergehend! Oft verkündigt die schwarze Wolke dem dürren Lande Erquickung, und verheert es auf immer! Oft glaubt der Liebende in den Armen seiner Allgeliebten die seligsten Tage zu geniessen, und genießt keinen einzigen! Oft seufzt er nach Genuß, und erliegt endlich unter zu häufiger Gewährung desselben.

Doch wieder zurück zu unserm Wolfgang, den sich meine Leser immerhin gleich den sichern Wanderer bis an den Hals im Wasser, oder unmethaphorisch zu reden, ganz in Liebe versunken denken können. Die endlich im Sprechen erschöpfte Gräfin — denn es spricht sich verdammt schlecht, wenn man bemerkt, daß man nicht angehört wird — gieng stumm an seiner Seite, und fragte ihn endlich etwas beleidigt: warum er so wenig spreche, und noch weniger Aufmerksamkeit ihren Reden schenke? Wolfgang hörte diese Frage eben so we-

nig, wie alle vorhergehende. Er blickte eben gen Himmel, dem er seine Wünsche vortrug, und vergaß ganz, daß der Inhalt all seiner Wünsche ihm zur Seite stand. Sein fortdauerndes Stillschweigen machte die Gräfin aufmerksam; nicht unbekannt mit der Liebe und ihren Simptomen, — denn sie war erst seit einem halben Jahre Wittwe — merkte sie bald, daß viele derselben sich deutlich auf Wolfgangs Gesichte mahlten. Sein schmachtendes und in die Höhe starrendes Auge, sein halb Lächeln, halb Schmerz ausdrückender Mund verkündigten Liebe und Sehnsucht nach einem geliebten, und wie sie weiter muthmaßte, nach einem entfernten Gegenstand, dessen Gegenwart sich ihr Begleiter vielleicht eben jetzt sehnlich wünschte, um mit ihm die Schönheiten dieses herrlichen Abends geniessen zu können. Sie wollte ihrer Sache gewiß seyn, denn nichts ist quälender, als solch eine Neugierde! Da also ihre Fragen alle unbeantwortet blieben, nahm sie ihre Zuflucht zu stärkern Mitteln. Signor, rief sie, und schüttelte den Begeisterten mit aller weiblichen Stärke, Signor, wo sind sie? Was ist ihnen?

Wolfgang. (gleichsam aus tiefen Schlaf erwachend) Ich — ich (sich die Stirne reibend) was ist denn mit mir vorgegangen.

Gräfin. Was ich nicht weiß und eben zu erfahren höchst begierig bin! Sie gehen schon seit einer Viertelstunde an meiner Seite; beantworten

mir keine meiner Fragen; blicken begeistert gen Himmel, und scheinen die ganze Erde zu vergessen.

Wolfgang. Ich — ich weiß nicht! Ich war wirklich in Gedanken!

Gräfin. (lachend) Ja, ja! Das waren sie allerdings, und soll ich die Dollmetscherin dieser Gedanken seyn? Soll ich ihnen Worte geben?

Wolfgang. Das können Euer Excellenz nicht! das werden sie nie errathen!

Gräfin. Nicht! Wir wollen sehen! Der heutige Spatziergang erinnerte sie an einen ähnlichen, den sie einst in ihrem Vaterlande machten. Damals gieng die Geliebte ihres Herzens an ihrer Seite; damals fanden sie vielleicht die erste Gelegenheit, ihr stammelnd ihre Liebe zu entdecken, und wurden erhört! Diese selige Erinnerung beschäftigte ihre Einbildungskraft so stark, daß sie sich selbst und alles um sich her vergaßen. Nun? Halten sie mich bald für eine Prophetin? Werden sie künftig mehr Vertrauen auf meine so ziemlich kombinirte Vorhersagung setzen?

Wolfgang. (seufzt tief)

Gräfin. Wenn sie's denn gar mit dem tiefsten und herzlichsten Seufzer bestätigen, dann werden sie mich auf meine Kunst noch stolzer machen. Herzlich gerne würde ich nach den Namen dieser beneidenswürdigen Geliebten fragen, wenn's von meiner Seite nicht zu viel Neugierde verrieth und ich von ihrer Seite Hoffnung hätte, eine be-

friedigende Antwort zu erhalten. ——— Nein! Bey Gott! wenn sie so ganz stumm neben mir hergehen, mir auch nicht durch das kleinste Ja oder Nein Stoff zum weitern Fragen geben wollen, dann werde ich sie erinnern müssen, daß ich ein Frauenzimmer bin, welches auf jedes Mannes Achtung Anspruch macht, und folglich doch gewiß einer Antwort würdig ist.

Wolfgang. Wie gerne wollte ich, Euer Excellenz ——

Ehe er noch weiter sprechen konnte, fühlte er, daß ihn von hinten jemand sehr nachdrücklich zupfte: er sah sich um, und ein Mann, in einem großen Kaputrock gehüllt, stand dicht neben ihm. Mein Herr, sprach dieser, man erwartet sie mit der äussersten Ungeduld!

Wolfgang. Mich? Wer?

Gräfin. Aha! unstreitig ein Abgesandter vom Herrn von Tiefenthal. Es ist freylich sehr unhöflich von mir. daß ich ihm seines neuen Gastes so lange beraube; aber wahrlich auch von seiner Seite ist es nicht allerdings manierlich, daß er solchen geradezu von meinem Arm wegreissen läßt. Doch gar keine Rechte müssen allerdings wichtigern und ältern weichen. Ich entlasse sie also willig, jedoch mit einer einzigen festen Bedingniß, die sie mir mit Hand und Mund geloben, und aufs Heiligste zusichern müssen. Werden sie's thun.

Wolfgang. Euer Excellenz haben ganz mit

mir zu befehlen. Was in meinem Vermögen, was in meinen Kräften steht — — —

Gräfin. O des Allzubereitwilligen! ich fodere nicht so viel; fordere nichts, was ihnen Vermögen oder Kräfte kosten soll! Morgen zu Mittage müssen sie mein Gast seyn! Und bloß darüber verlange ich, ehe sie scheiden, sichere und gewisse Zusage.

Wolfgang. Ich werde gewiß kommen.

Gräfin. Ihre Hand darauf! (solche sanft drückend) Ich erwarte sie also ganz gewiß, (mit dem freundlichsten Blick) und würde es wirklich für eine Beleidigung, für eine Geringschätzung halten, wenn sie nicht kämen!

Der Mann im Kapute. Mein Herr! Jede Minute wird gezählt.

Gräfin. Allzupünktlich! doch immer hin! Wir werden uns ja Morgen sehen. Bis dahin, Signor, gute Nacht! Die Fortsetzung unsers Gesprächs wird Morgen von Neuem Beginnen; sie haben meine Neugierde noch sehr schlecht befriedigt. Schlafen sie wohl! — —

Die Gräfin schied nun mit dem freundlichsten Blicke, wandte sich nach einigen Schritten wieder um, und winkte Wolfgangen, dessen Augen ihr ganz entzückt folgten, nochmals ein freundliches Lebewohl zu.

Wahrscheinlich würde Wolfgang lange ihr nachgestarrt, bis in die weiteste Entfernung mit seinen

Augen ihren Schritten gefolgt seyn, wenn sein neuer Gesellschafter nicht abermals ihn zur schleunigen Abreise ermahnt hätte. Mein Herr, sagte er, es ist die höchste Zeit! Sie müssen mir folgen! — — Ich bin ja schon dazu bereit, sagte Wolfgang etwas verdrüßlich; und sein Begleiter gieng, ohne ein Wort weiter zu verlieren, sogleich voran. In der gewissen Ueberzeugung, daß dieß ein Abgesandter vom Herrn von Tiefenthal sey, und daß er ihn auf dessen Schloß zu führen Auftrag habe, folgte Wolfgang, und gab, indem er den Weg gar nicht beobachtete, seinen Gedanken Audienz. Diese waren, damit ich mich kurz fasse, und wie es natürlich zu vermuthen ist, bloß mit der schönen Gräfin beschäftigt. Sie hatte auf sein Herz einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß es, voll von ihren Reitzen, nur ihr Bild ihm mahlte und zur Anschauung darstellte. Eben dachte er ernstlich nach, wie er am morgenden Tage — denn heftige Liebe ist äusserst kühn — seiner Leidenschaft Worte geben wolle, als sein Begleiter ihm mit den Worten: hier sind wir, belieben sie nur hinein zu spatzieren! aus seinem angenehmen Traume weckte. Zu seinem großen Erstaunen sah er jetzt erst, daß er sich an der Thüre einer armseligen Bauernhüte befand, die der Mann im Kapute eben öffnete, und worein er ihn nochmals zu treten ermahnte. Schon zu weit, um wieder umzukehren, und immer noch in dem

Wahne, daß er auch vielleicht hier den Herrn von Tiefenthal auf sich wartend finden werde, trat er in die Stube. Es fieng schon stark zu dämmern an; die kleinen, schmutzigen Fenster der Hütte vermehrten die natürliche Dämmerung um ein großes, und machten solche einer ziemlichen egyptischen Finsterniß ähnlich.

Kein Wunder also, daß Wolfgang, als er hinein trat, niemanden darinnen sah, und zu seinem größten Erstaunen bald ein Zuhörer von folgender Unterredung ward.

Eine Stimme im tiefen, rauhen Baßtone. Bringst du ihn endlich, Jakob? Bringst du ihn?

Wolfgangs Begleiter. Ja, ich habe mein Versprechen erfüllt, ich bringe ihn!

Eine schmachtende Frauenzimmer-Stimme. Folgte er dir willig?

Jakob. Könnte es eben nicht sagen! Aber ich wich nicht von seiner Seite, und hätt es aufs äusserste kommen lassen.

Die Baßstimme. Wo fandest du ihn?

Jakob. Wo anders, als bey der Gräfin, mit welcher er Arm in Arm spatzieren gieng.

Die Frauenzimmerstimme. (im weinenden Tone) Weh mir Unglücklichen! Wehe!

Die Baßstimme. Weine nicht! Klärchen, weine nicht! Es soll! Es muß nun anders werden! Entweder — oder! So haben wirs ausgemacht, und so muß es dabei bleiben: Jakob

zünde doch Licht an! Mein Herr, setzen sie sich indeß nieder! — —

Wolfgang war bisher ganz erstaunt da gestanden, und alles, was er hörte, war nicht vermögend; sein Erstaunen zu mindern. Mit vielem Vergnügen hörte er daher den Befehl, daß ein Licht angezündet werden sollte, von dessen Scheine er natürlich die schnellste und beste Aufklärung des Räthsels und wahrscheinlichen Irrthums erwarten konnte. Jakob trat endlich mit dem von ihm so sehnlich gewünschten Licht herein. Dieß erleuchtete zwar sparsam, aber hinlänglich, den Schauplaz. Wolfgang sah nun ringsherum kahle, schwarze Wände, in der einen Ecke einen alten Tisch, an welchem auf einer noch baufälligern Bank, ein großer, hagerer Mann saß. Mit seiner Rechten stützte er sich auf die Ecke des Tisches, und blickte Wolfgangen starr an. Sein Haar war weiß, und ein Zeuge seines hohen Alters. Seine Kleidung verrieth Mangel und bewies zugleich deutlich, daß ihr Besitzer als Soldat gedient habe; denn man konnte noch so ziemlich die Aufschläge einer Uniform daran unterscheiden.

Wolfgangs Blick blieb auf diesem Alten haften, und erwartete sehnlich, daß dieser nun seinen Irrthum einsehen, und mit einer Bitte um Verzeihung beginnen würde. Zu seinem Erstaunen erhob sich aber endlich der Alte von seinem Sitze, ergriff zwey Pistolen, die er neben sich auf dem

Tische liegen hatte, und die Wolfgang nun erst erblickte. Ganz phlegmatisch nahm er sie sie unter den Arm, ergriff mit der andern Hand das Licht, und trat zu Wolfgangen. „Mein Herr, sprach er jetzt, wir haben uns in unserm Leben noch nie gesehen, und weh mir, weh ihnen, daß wir uns jetzt sehen müssen! Folgen sie mir!“

Nun gieng er voran, und zog Wolfgangen hinter sich her. Nach einigen Schritten blieb der Alte vor einem elenden Strohlager stehen, auf welchem ein Frauenzimmer lag, in dessen Gesichte sich Todesblässe mahlte. Ihr Auge war geschlossen, und ihr ganzer Anblick zeigte, daß sie äusserst matt und krank sey.

Der Alte. (das Licht neben ihr hinstellend) Bube! Da sieh dein Werk! — — Klärchen! Liebes Klärchen erwache! Er ist hier! Goldklärchen, hörst du denn nicht?

Jakob. Wie könnt ich nur fragen? Sie wird beym Anblicke des Elenden wieder in ihr sinnloses Wesen gefallen seyn! Wärs doch ihr Todeskampf, damit nur der Jammer einmal geendigt wäre?

Der Alte. Bube! Schändlicher, abscheulicher Bube! Räuber meines lieben, guten Mädchens! Alles, alles dein Werk! O wir werden eine lange, eine große Rechnung mit einander halten! Du bist mir Gesundheit, Glück, Ehre und die

Ruhe meiner alten Tage schuldig! Wie willst, wie kannst du dieß alles bezahlen?

Wolfgang. Mein Herr — —

Der Alte. Stille!

Wolfgang. Erlauben Sie nur — Sie irren — —

Der Alte, Stille, sag ich, die Reihe zu reden soll auch an dich kommen; aber so lange ich spreche, so lange mußt du schweigen, mir nicht in die Rede fallen, damit mein alter, schwacher Kopf nicht zu brausen anfängt, und ich nicht vergesse, daß ich erst Vater und zuletzt nur Rächer seyn will Ich bin der Gekränkte, der Tiefbeleidigte! Ich bin der Kläger, du bist der Beklagte. Laß meine Klage mich endigen, dann kannst du sprechen. Diese hier (auf das Frauenzimmer zeigend) soll Richter zwischen mir und dir seyn! Winkt sie Barmherzigkeit, so soll sie dir werden! Fodert sie Rache; dann, Elender, dann fodere ich sie auch! Und ist ein Gott im Himmel, der die Unschuld schützt, so wird sie dir werden, im vollgefüllten, vollgerüttelten Maaße werden! Darnach richte dich jetzt und ist deine Missethat keiner Entschuldigung fähig, kannst du gegen meine Klage nichts vorbringen, so bekenne deinem Richter dein Verbrechen, flehe um sein Mitleid! O es ist ein guter, ein mitleidiger Richter! Er ist barmherzig wie Gott, denn er war einst sein Ebenbild!

Wolfgang. Lieber, bester Herr, lassen sie sich nur — —

Der Alte. Stille! Elender, ich merks, du willst mich mit Gewalt zum Zorn reizen! Du willst mich in meinen alten Tagen noch zum Meuchelmörder machen; und sieh! wenn du nicht schweigst, wenn du noch einmal mir in die Rede fällst, so jage ich dir eine dieser Kugeln durch dein Gehirn, und du kannst dort vor dem ewigen, gerechten Richter dein Urtheil hören: Weh dir! Es würde schrecklich lauten, und kein Mitleid Statt finden. Jetzt höre meine Klage: lieber Vater im Himmel: (er nahm seinen Huth ab, legte seine Pistolen in denselben, nnd faltete seine Hände darüber) Höre du sie auch! Zeichne sie in dein allgemeines Schuldbuch, wenn der Verstockte nicht Genugthuung leistet! Vertilge sie; laß die zahllosen Thränen dieser Unglücklichen sie auslöschen, wenn er reuend zu ihren Füssen sinkt, und sein Unrecht zu versöhnen gelobt! Ich bin acht und sechzig Jahr alt; ich habe von meiner frühsten Jugend an mit Kummer, Mangel und Elend mancher Art gekämpft. Ich habe fünf und vierzig Jahr meinem Landesfürsten mit unverletzter Treue und Redlichkeit gedient; ich habe tapfer für seine Rechte gefochten, habe fünf Wunden errungen, und bin jetzt auf meine alten Tage als ein Krüppel, ohne Belohnung, ohne Versorgung verabschiedet worden! Lieber Gott und Vater im

Himmel, du bist ein allwissendes Wesen! Du kennst den geheimsten Gedanken des Menschen! Vor deinem allsehenden Auge stehe ich jetzt enthüllt und bloß da, und frage dich: Habe ich je über alles dieses gemurrt? Hab ich mich nur einmal über Unrecht beschwert? Hab ichs bereut, daß ich mein Blut zum Nutzen meines Vaterlandes verspritzt habe? Sey strenger Richter über mir, wenn ich nicht Wahrheit rede! Vernichte mich, wenn ich lüge, und raube mir die einzige Hoffnung, die mich in all meinem Elende tröstet, daß du dort bezahlen wirst, was man mir hier schuldig blieb. Die Freuden des Lebens sind mir sparsam und karg zugemessen worden! In meinem langen Leben habe ich Menschenglück und Vergnügen nur dreymal in reichlicher Fülle genossen! Einmal als mein rechtschaffenes, liebes, braves Weib ihre Hand in die meinige legte; als sie mit mir zu leben, und alles Leiden, das du zur Prüfung uns senden würdest, redlich zu tragen gelobte! Einmal wieder, als dieser Sohn, und dann zum letztenmale, als diese Tochter mir geboren wurde! Ihr Leben war der Mutter Tod, ihre Geburt raubte mir — mir meine Stütze, meine Freude, mein Alles! Herr, Vater aller Menschen, Herzensdurchforscher! du weißt, wie wehe es meinem Herzen that, wie zentnerschwer es mich preßte, als ich zu ihrem Leichname hintrat, zum letztenmal ihre eiskalte Hand ergriff,

und das letzte Lebewohl ihr sagen wollte. O es war ein Gefühl, als obs mich ersticken, als obs mich erwürgen wollte; Aber ich ermannte mich doch! Ich preßte die Thräne zurück, die sich eben hervor drängen, und der noch mehrere folgen wollten. Ich ergriff meine beyden Kinder, drückte sie an meine Brust, und rief: ihr werdet mir einst Ersatz seyn, für das, was ich verlor, und du, Vater im Himmel, wirst der Entseelten dort ihre Treue, ihre Liebe tausendfach vergelten. Mit dem einzigen Schatze, den du, ewiger Gott, mir schenktest, mit diesen beyden Kindern trette ich jetzt wieder vor deinen Richterstuhl, und frage dich: ob ich treu und redlich Vaterpflicht an ihnen erfüllte? Ob ich nicht alles für sie that, was in meiner Macht stand? Ob ich nicht oft schwarzes Brod aß, um den armen Kleinen eine Semmel kaufen zu können? Ob ich nicht oft hungerte, als sie größer wurden, um die Lehrmeister zu bezahlen, die sie in deiner Religion, und in mancherley menschlichen Wissenschaften unterrichten mußten? Ob ich — doch ich will Schuldigkeit und Pflicht mir nicht zum Verdienste anrechnen, denn es kostete mich der Ueberwindung wenig, weil ich herzliches Vergnügen in dem Gedeihen dieser Pflanzen fand. Ich suche bloß zu beweisen, daß ich meine Vaterpflicht redlich erfüllte; daß ich Belohnung dafür, nicht Straffe zu erwarten hoffte, und doch — Gerechter, Allmächtiger! doch ist

mir

mir die letztere in vollem — o in zu überflüßigem Maaße worden! Dieß Mädchen, das ich jetzt mit dem Tode ringend vor deinen Richterstuhl stelle, blühte gleich einer Rose; sie war rein und unschuldig wie diese! Sie war der Trost meines Alters, sie sollte auch die Stütze desselben werden.

Als ich diesen Sohn hier in den Pflichten gegen seinen Monarchen, gegen sein Vaterland selbst zu unterrichten gelobte, als ich mit ihm gegen die Feinde desselben auszog, da empfahl ich sie deinem allmächtigen Schutze. Ohne deinen Willen, sagst du selbst in deiner göttlichen Offenbarung, kann kein Sperling auf die Erde fallen, kein Haar auf des Menschen Haupte gekrümmt werden! Auf diese Verheissung baute ich, und zog ruhig ins Feld, um meinen alten Körper den feindlichen Kugeln bloßzustellen. Da kam indeß dieser Bube; (auf Wolfgangen zeigend) heuchelte der Unerfahrnen Liebe, fachte Gegenliebe in ihrem unschuldigen Herzen an, befleckte ihre reine Seele mit wollüstigen Gedanken; machte ihrer Einbildungskraft die reizendsten Bilder der Zukunft, und betrog die Unerfahrne um ihren einzigen Schatz, um alles, was ein Mädchen bey dir und den Menschen angenehm machen kann. Als die arme Gefallene nun die Folgen ihrer That einsah, als sie jammerte und weinte, da schwur der Verführer Vater des Kindes zu werden, das schon unter ihrem Herzen keimte, und zog heim, um mit seines Va-

ters Einwilligung bald auf immer in ihre Arme zu kehren. Täglich harrte sie seiner Ankunft, und harrte stets vergebens. Ein Brief von ihr bekannte mir ihr Leiden, und ich floh in ihre Arme. Ich will dir den Schmerz nicht schildern, den ich bey ihrem Anblicke empfand. Du sahst mein Leiden; du hörtest zum erstenmale meinen Jammer! Die schöne Rose war entblättert, ihre Blüthe vernichtet! All meine Hoffnung im Staub zertreten! All meine Aussichten verdunkelt. Herr, vor deinem Angesichte schwor ich Rache zu fordern, Rache zu nehmen an dem Verruchten, der sie so schändlich verließ, vielleicht in der Ferne ihres Leidens, und des gebeugten Vaters spottete. Mein Herz war verhärtet; nur ihre Thränen erweichten es. Ihren unwiderstehlichen Bitten gelobte ichs, daß ich verzeihen wollte, wenn er Gatte der Verlassenen, Vater ihres Kinds seyn würde. Mit ihr zog ich seiner Spur nach, kam bis in diese Hütte, und hier gebar meine Tochter ein Kind, das keinen Vater hat. Genährt von Elende, gesäugt mit — Thränen in seiner Mutter Leibe, starbs in der Stunde seiner Geburt, und gieng als ein Bastart aus der Welt. (er reißt die Decke vom Bette, ein todes Kind lag neben der Ohnmächtigen) Da siehs, Verruchter! Es ist dein Kind! Du bist sein Vater und sein Mörder! und seine unschuldige Seele klagt jezt vor Gottes Richterstuhle dich an. Diese Unschuldige, diese von dir Ge-

pferte, vielleicht schon durch den Tod Erlöste, war mein Kind, war meine Tochter! Ach mein Herz bricht! Ich kann mein Elend nicht mehr fassen. Verzeih Allmächtiger, ich muß klagen! O es erstickt mich beynahe! — — Ich muß weinen. (er wischt sich Thränen aus seinen Augen) Laß sie, Ewiger, nicht auf seiner Seele brennen; wenn er gerührt dadurch, sein Verbrechen bereut, wenn er die Ohnmächtige durch Liebe wieder weckt, wenn er mein Kind mir getröstet wieder in die Arme liefert. Mann! (er faßt Wolfgangs Hand) Wenn dein Herz nicht Stein ist, wenn deine Seele nicht ganz verrucht ist, so erbarme dich dieser Armen, die dich, trotz all des Jammers, all des namenlosen Elendes, daß du über sie gebracht hast, noch eben so zärtlich, noch eben so innig liebt! Unmenschlicher, fühls, wie sehr sie dich beschämt, fühl es, welch eine Perle du von dir stößst: Dieß Kind starb schon vorgestern: und doch haben wir es noch nicht von ihrer Seite nehmen dürfen. In den sparsamen Stunden ihres Bewußtseyns drückt sie es emsig an ihre Brust, nennt es dein geliebtes Ebenbild, und jammert, das auch nun das einzige Andenken von dir, ein Raub der Verwesung werden soll — — Ah, du weinst? Du bist gerührt! Gott hat meine Worte gesegnet: Ich habe vollendet; beginne du jetzt! Nur so viel muß ich dir noch sagen, hättest du ungerührt, unentschlossen sie verlassen können, so wäre ich dir

gefolgt, hätte beyde Pistolen vor deine Stirne gehalten, und sie losgedrückt; dann wäre ich selbst vor Gericht getreten, hätte gesagt: ich habe den Mörder meines Kindes, meines Enkels getödtet; richtet über mich, wenn ihr richten könnt!

Der Anblick der leidenden Ohnmächtigen, des todten Kindes, die Felsenworte des beleidigten Vaters hatten wirklich auf Wolfgangens unverdorbenes Herz so stark gewirkt, daß er herzlich weinte, und in seinen Gedanken, den Thäter weit stärker noch als der Alte verwünschte. Die Reihe zu sprechen war nun an ihm, denn der Alte schwieg, und erwartete Entscheidung. Aber der zu heftig gereitzte Jüngling konnte nicht sprechen; das Elend des Alten, der noch grössere Jammer der Betrogenen wirkte so heftig auf ihn, daß er nur Thränen für sie, und keine Worte zu seiner Vertheidigung hatte. Auch fühlte er eben so lebhaft, daß er diese vergebens versuchen würde, so lange die Ohnmächtige nicht höre, nicht sprechen konnte; denn nur sie war vermögend, den unbegreiflichen Irrthum zu vernichten; weil die Erzählung des Alten deutlich bewies, daß weder er, noch sein Sohn, ihren Verführer kennten. Als daher die heftigste Rührung wich, als er wieder über alles nachzudenken vermochte, harrte er sehnlich des entscheidenden Augenblicks, wo sie wieder erwachen, ihn erkennen, und seine Unschuld mit einemmale beweisen würde.

Aber dieser Augenblick kam nicht! Die ganz Entkräftete, durch verachtete Liebe und namenlosen Jammer Gefolterte, konnte die Nachricht, daß ihr Verführer an den Armen einer andern spatzieren gegangen sey, nicht ertragen. Ihr Herz, das Kummer und Elend schon ganz zernagt hatten, konnte diese Verachtung nicht fassen. In der Minute, als er ihrer Meynung nach, sich ihr nahte, brach der letzte Hoffnungsstab, riß der letzte Lebensfaden; als ihr Vater sein Herz zu erweichen suchte, war ihre Seele schon in eine bessere Welt entflohen, um dort den Lohn für ihr Leiden einzuerndten. Der Alte, welcher sich an Wolfgangs Rührung weidete, und sah, wie sehnlich er nach seiner Tochter blickte, trat endlich zu ihrem Lager. — Klärchen, sprach er, liebes Klärchen! Erhole dich! Erwache zur Freude, zum Vergnügen! Dein Verführer weint! Er liebt dich noch! Habe ich dich doch öfters mit dieser bloß möglichen Vorstellung aus der stärksten Ohnmacht erweckt! Willst du denn jetzt bey der Gewißheit nicht erwachen! (er ergriff ihre Hand) Höre doch, was dein alter, guter Vater dir sagt! — — — Was ist das? die Hand ist starr! kalt! Klärchen! wärst du todt! (zurück sinkend) Ach! Sie ists! beym Allmächtigen Gott; sie ists! —

Jakob, welcher bisher immer nur stumm an der Seite stand, sprang jetzt herbey, und hob den Alten auf die Bank! Mit angstvoller Miene nahte

er sich dann dem Lager seiner Schwester, und bekräftigte mit einem gräßlichen Tone den Ausspruch des Alten! Eine äusserst traurige, lange Pause erfolgte. Der Alte und Jakob rangen mit Verzweiflung, suchten Trost und fanden keinen. Wolfgang kämpfte mit Schrecken und Furcht, wie nun die Sache sich enden werde; suchte Hoffnung eines guten Ausgangs und fand auch keine, Das Vaterherz des Alten unterbrach endlich die Stille; Rasch, wie der Löwe, dem man sein Junges geraubt, fuhr er empor, faßte den zitternden Wolfgang an der Brust. Du hast sie getödtet, du hast sie mir entrissen! rief er schrecklich; bist du allmächtig, so erwecke sie wieder! Bist du's nicht, so verzweifle! Nein, bete! bete! deine Stunde ist kommen! Ein Söhnopfer soll meinem Kinde werden! Ich will nicht die Schuld deiner künftigen Bosheit tragen, will nicht zugeben, daß du noch mehr Töchter verführst, noch mehr unglückliche Väter machest! Du mußt sterben! Dein Vater soll auch fühlen, wie es thut, wenn die einzige Hoffnung zu Grabe getragen, wenn einem mit einemmale alle Freude des Lebens geraubt wird! Warum zeugte er solch einem Buben! —

Wolfgang, der nun wohl einsah, daß Schweigen sein Unglück vergrößern würde; der sich ganz unschuldig fühlte, und nur durch einen ausserordentlichen Zufall die Schuld eines andern büssen sollte, nahm jetzt seine Zuflucht zum Bitten. Er beschwor

den wüthenden Vater, nur einige Minuten sich zu besänftigen, nur eben so kurze Zeit ihn gelassen anzuhören, und fände er ihn dann nicht ganz unschuldig an dem Verbrechen, so unterziehe er sich willig der schmählichsten Marter, dem schrecklichsten Tode.

Der Alte. (ergreift seine Pistolen wieder, und stellte sich ihm gegen über) Was kannst du zu deiner Vertheidigung sagen? Womit deine ruchlose That, deine Flucht, dein Stillschweigen entschuldigen? Rede! Aber weh dir, wenn du nicht strenge Wahrheit sprichst! bey der ersten Lüge jage ich dir eine Kugel durch den Kopf, und du gehst dann sicher als ein Verdammter aus der Welt!

Wolfgang. Erlauben sie mir nur einige Fragen, und überlegen sie wohl, ehe sie durch eine rasche That mich und sich unglücklich machen. Sie haben, wie ich aus allen Umständen klar sehe, den Verführer ihrer Tochter nie gekannt.

Der Alte. Nein, ich habe den Mörder meiner Tochter nie gesehen.

Wolfgang. Hat diese wenigstens ihn nicht oft genannt? nicht wenigstens seine Person ihnen geschildert?

Alte. O oft, nur all zu oft! Schwarzlockicht wie du! Heuchelnd und schmeichelnd, sanft und lächelnd! Voll inniger Sehnsucht und Liebe, und doch im Herzen so schwarz wie sein Haar! Voll Tücke und Bosheit.

Wolfgang. Herr! ich beschwöre sie bey der Seele ihrer verstorbenen Tochter, bey ihrer eigenen Seligkeit, untersuchen sie genauer, hören sie mich geduldig, ruhig an; ich will ihnen unläugbare, unumstößliche Beweise vorlegen, daß sie mich verkannt haben; daß ich ganz rein und unschuldig an dem Tode ihrer Tochter bin; daß, Gott sey ewig Dank, kein solch Verbrechen mein Gewissen drückt! ich bin ein Fremder, der —

Alte. (wüthend) Wie? Du willst die That läugnen? Du willst den Zufall, daß ich dich nicht persönlich kenne, benutzen? Willst den Tod meines Kindes zu deinem Vortheil anwenden? Willst sie Lügen strafen, sie vielleicht zu eines andern Hure machen? Ah, solch eine That ist noch schändlicher als ihr Mord! Das ist deine Reue? Dieß die Ursache deiner heuchlerischen Thränen, mit denen du vorhin meine Barmherzigkeit zu stehlen suchtest?

Wolfgang. Um Gottes, um aller Heiligen Willen, hören sie mich nur weiter, nur —

Alte. (noch wüthender) Nein, Barmherzigkeit wäre hier eine Sünde! Stirb verruchter Bösewicht, und versuchs: ob du den Allwissenden dort auch belügen kannst! — Schon unter dieser Rede drückte er ein Pistol auf Wolfgangen los; da er aber vor Wuth und Alter gleich stark zitterte, so fuhr die Kugel zwar dicht an Wolfgangs Kopfe vorbei, traf ihn aber doch nicht. Selbsterhaltung

und Vertheidigung ist mechanisch. Jeder, der fällt, wird seine Hände, ohne es selbst zu wissen, vors Gesicht halten, um diesen leicht zu verletzenden Theil seines Körpers gegen den Fall zu sichern. Jeder, der angegriffen wird, sucht aus eben dieser mechanischen Ursache sich zu vertheidigen. Als daher der Alte die zweite Pistole schon gegen Wolfgang richtete, fiel ihm dieser in die Arme, und rang mit ihm. Jakob eilte seinem Vater zu Hilfe, in eben diesem Augenblicke gieng die gespannte Pistole los, und zerschmetterte dem herbeigeeilten den Kopf, welchen er über die zwey Streitenden beugte, um Wolfgangs Hände zu fassen. Jakob fiel röchelnd zu Boden, sein Fall löschte das Licht aus, das Klärchens Leiche zur Seite stand. Wolfgangs jugendliche Stärke hatte den schwachen Alten ebenfalls überwunden, und zur Erde geworfen. Unwissend, daß er seinen Sohn getödtet habe, rief er ihn zu Hilfe, und wüthete in größter Verzweiflung. Wolfgang, der bloß sein Leben retten, sich nicht an einem Wehrlosen rächen wollte, benutzte jetzt die Gelegenheit, und suchte zu entfliehen. Schon war er bis zur Thüre gelangt, als diese sich schnell öffnete, und ein in der nämlichen Hütte wohnender Bauer mit seinen Knechten herein trat. Sie hatten den Schuß gehört, und waren herbeygeeilt. Sie drängten Wolfgangen zurück, und erleuchteten die Stube mit einer Holzfackel. Als sie den mit dem Tode

ringenden Jakob, den mit Verzweiflung und Wuth kämpfenden Alten auf der Erde erblickten, und den letztern über den Mörder seines Kindes toben hörten, so war es kein Wunder, daß sie Wolfgangen für den Thäter ansahen, seine Entschuldigung gar nicht anhörten, ihn sogleich banden, und fortschlepten. Sie warfen ihn im Vorhofe auf die Erde; einer hielt die Wache bey ihm, die übrigen eilten wieder in die Stube den Verwundeten zu Hilfe. Nach einer kurzen Frist kam der Hausvater wieder heraus, befahl schleunig seinem Knechte einzuspannen und den Thäter sogleich zum Gerichte zu führen. Er stand, als der Knecht den Befehl zu vollziehen eilte, selbst Wache, und so sehr auch Wolfgang jetzt seine Unschuld zu beweisen suchte, so machten doch alle seine Beweise auf den Bauer nicht den geringsten Eindruck. Vertheidigt euch, wie ihr könnt, vor Gerichte, sagte er, mir kann eure Vertheidigung nichts nützen! Aber es wird euch dort auch schwer werden, eure Unschuld zu beweisen. Der Verwundete ist schon todt! Der alte Vater liegt im letzten Zügen, und bald wird er auch vollenden. Wie es mit der Tochter aussieht, weiß ich selbst noch nicht, aber wahrscheinlich nicht viel besser; denn sie ist eiskalt, und starr wie ein Holz! Leicht möglich, daß ihr das Leben all dieser zu verantworten habt! Ich möchte nicht eines davon auf mein Gewissen nehmen!

Wolfgang, den bey diesen Worten eben so, sehr, wie den gutherzigen Bauer schauderte, bat nur: daß man ihn entweder zum Herrn von Tiefenthal, oder zur Gräfin M.. führen möchte. Beyde kennen mich, setzte er hinzu, beyde werden meine Unschuld beweisen. Das sagt alles nur, erwiederte der Bauer, unserm Gerichtsverwalter! Will ers glauben, was ihr daher schwätzt, so kümmerts mich nicht! Ich wasche dann meine Hände und habe meine Pflicht erfüllt. Darauf könnt ihr sicher zählen, daß ich wider euch zeugen, und offenherzig erzählen werde, was ich sah und hörte. Es ist abscheulich, einen Menschen umzubringen; aber es ist doppelt abscheulich, es ist äusserst unmenschlich, solche seelengute Leute zu morden; und seyd ihr etwan gar der lockere Zeisig, den die Aermsten so emsig suchten, so gnade Gott eurer armen Seele! Verdammt werdet ihr dann sicher, denn im Himmel gilt nicht großer Herren Gunst, und der liebe Gott läßt sich kein X für ein U vormahlen,

Mit solchen und ähnlichen, wahrlich sehr schlechten Trostgründen unterhielt der Bauer so lange den gebundenen Wolfgang, bis sein Knecht angespannt hatte. Wolfgang bat, daß man seine festen Bande, wo nicht ganz lösen, doch nur in etwas nachlassen möchte, weil der ganz gestörte Umlauf der Bluts ihm beynahe unerträgliche Schmerzen verursachte; aber seine Bitte wurde nicht ge-

achtet. Man warf ihn auf den bereitstehenden Wagen, und der Knecht fuhr rasch fort. Wolfgangs Zustand verschlimmerte sich mit jedem Augenblick; das Blut stockte beynahe in seinem ganzen Körper, denn die vorsichtigen Bauern hatten ihn mit Stricken ganz umwickelt. Schon lag er beynahe sinnlos im Wagen, als er auf einmal großes Getöse rings um sich, und noch deutlicher verschiedene Stimmen, halt! halt! rufen hörte. Er blickte empor, und sah viele Reiter an seinem Wagen; von welchen einer seinen Fuhrmann am Rocke faßte, und fragte: wen er fahre? Einen Mörder, antwortete der Knecht, haltet mich nicht auf, sonst kanns euch übel gehen!

Ein Reuter. Uebel gehen? Halunke, nimm dich in Acht, daß es dir nicht noch übler gehe! — Ein Hieb mit einem blossen Säbel spaltete dem Fuhrmann den Kopf, und er sank todt vom Pferde. — Recht gethan, rief jetzt eine Stimme aus der Menge die sich immer mehr und mehr um den Wagen häufte, der Kerl mußte sterben, sonst könnte er uns verrathen!

Ein anderer. Vergeßt über die allzugroße Vorsicht nicht des Gebundenen! Ich will wetten, die Kerls haben ihn so zusammen geschnürt, daß er kaum Athem schöpfen kann.

Wieder ein anderer. Es muß allerdings so seyn, sonst würde er sich wenigstens gemeldet haben.

Einige hoben nun den ganz erstarrten Wolf-

gang in die Höhe, lösten seine Bande, und setzten ihn ins Stroh, das häufig im Wagen lag.

Einer aus dem Haufen. Wie ist dir jetzt?

Wolfgang. Etwas besser!

Reiter. Antwortest verdammt leise! die Besserung muß erst im Anzug seyn! Angst und Furcht vorm Gericht mag auch etwas stark auf dich gewirkt haben. Hättest dich aber keck auf unsere Hilfe verlassen können.

Ein anderer. Teufelskerl schwatzt nicht so lange! Denkt, daß wir hier nicht Richter sind. Hollmann setz dich auf die Pferde; denn reiten wird er doch nicht können. Fahr frisch zu, damit ihr bald über die Gränze kömmt. An der Eiche hältst du, wir werden schon dort warten, oder wenigstens nicht weit zurück seyn.

Hollmann setzte sich nun auf die Pferde, und warf Wolfgangen seinen Mantel zu. Da, sagte er, hülle dich drein, und schlaf den Schrecken aus! Denn wenn wir nach Hause kommen, so mußt du munter seyn! Wir habens uns alle vorgenommen, diese Nacht deine Gesundheit recht oft zu trinken. — Er hieb nun in die Pferde, und jagte links fort. Der Trupp Reiter folgte anfangs, endlich sah sie Wolfgang nicht mehr.

Seinen Zustand zu beschreiben bin ich nicht vermögend. Alles, was seit gestern mit ihm geschehen, war ihm ein Räthsel; ein noch größeres die schreckliche Geschichte mit dem Alten; das allergrößte

aber seine wunderbare Befreyung. So wie er in allen vorhergegangenen Begebenheiten nichts als Irrthum muthmassen konnte, eben so sicher glaubte er auch jetzt aufs Neue verkannt worden zu seyn. Woher aber dieser unerklärbare Irrthum komme, warum er sich stets, bald zu seinem größten Nachtheile, und bald wieder zu eben so großem Vortheile erneure, das blieb ihm unerklärbar; dieß setzte ihn in eine Art von Betäubung, aus der er sich lange nicht erholen konnte. Als die ungehinderte Bewegung seines Blutes ihm wieder den Gebrauch seiner Vernunft erlaubte, benützte er sie bloß zur Untersuchung seiner jetzigen Lage; er vergaß alles Vergangene, und dachte nur ans Gegenwärtige. So viel er aus allen Umständen, aus den einzelnen Reden und Betragen seiner Erretter schliessen konnte, so befand er sich in keiner guten Gesellschaft. Anfangs war er entschlossen, sich mit seinem Führer in ein Gespräch einzulassen; als er aber überlegte, daß dadurch der Irrthum, den man in Ansehung seiner Person hegen müsse, leicht entdeckt werden, und es sein Führer gar nicht wohl nehmen könne, daß er einen ganz Fremden fahre, so hielt ers für Beste zu schweigen; und wie er sich an das Schicksal des armen Knechts erinnerte; wie er nachdachte, mit welcher Gleichgiltigkeit dem armen Unschuldigen der Kopf gespalten wurde; so glaubte er, nicht ohne Grund, bey der Entwicklung eben so etwas befürchten zu dürfen, und be-

schloß daher, so lange noch Möglichkeit dazu vorhanden sey, die Flucht zu ergreifen.

Als er diesen Entschluß faßte, fuhr sein Führer eben einen steilen waldichten Berg hinauf, es war so finster, daß Wolfgang weder ihn noch die Pferde sehen konnte; er benutzte die Finsterniß, und kroch langsam und ohne Geräusch rückwärts aus dem Wagen heraus. Der Berg war eben zu Ende, und der Fuhrmann jagte zu seiner innigen Freude rasch fort. Einsam, ohne Kenntniß der Gegend und Strasse, stand Wolfgang einige Zeit unentschlossen da. Anfangs wollte er wieder rückwärts gehen, weil unten am Berge ein Dorf lag, durch welches sie gefahren waren; da er aber die Reiter noch hinter sich vermuthete, und ihnen nicht zu begegnen wünschte, so ließ er auch diesen Entschluß fahren, und suchte einen Seitenweg, der ihn entweder rechts oder links von der Strasse ab, und in Sicherheit führen könnte. Sein Wunsch wurde bald erfüllt, denn als er einige Schritte vorwärts getappt war, so sah er, ungeachtet der dicken Finsterniß, links einen breiten Weg sich öffnen, auf welchem er so schnell als möglich fortwandelte. Anfangs war dieser Weg breit, nach und nach aber engte er sich immer, und wurde so steil und holpricht, daß der arme Wolfgang endlich ganz ermattet, zu Boden sank, und lieber den Tag erwarten, als in einer solchen Finsterniß weiter tappen wollte.

Der Schlaf erbarmte sich seiner bald; er erwachte

erst, als die Sonne schon am Himmel stand, und ihm Licht genug verlieh, um sein neues Nachtquartier mit Muse betrachten zu können. Er befand sich nach genauer Untersuchung, zwischen Felsen und Klippen, so daß er lange und vergebens suchen mußte, um einen Ausgang zu finden; endlich gelang es ihm doch auf einer Art von Pfade aus dem Felsenthale heraus zu klettern. Er wurde durch diesen in ein anderes aber weit angenehmeres Thal geführt. Eine schöne, blumenreiche Wiese, die ein dichter Wald um und um begränzte, lag jetzt vor seinen Augen da, und das Blöcken einer kleinen Heerde, die unweit von ihm graste, gab ihm die angenehme Hoffnung, daß nicht ferne von hier auch Menschen seyn würden.

Noch schüchtern und furchtsam über die gestrige Begebenheit wünschte er, die Bewohner dieses schönen Thals erst von weitem kennen zu lernen, und blieb daher lange unter einem Baume stehen; als aber ausser der Heerde gar nichts seine Neugierde befriedigte, wagte er sich endlich ins Freye, und erblickte am gegenseitigen Ende ein niedliches Häuschen. Zwischen Furcht und Hoffnung, dort einen Führer und Nahrung für seinen leeren Magen zu finden, gieng er in seinen Mantel gehüllt, straks darauf zu, und pochte an die verschlossene Thüre.

Ein steinaltes Mütterchen öffnete solche nach wiederholtem Klopfen, und fragte ihn sehr unfreund-

freundlich: warum er so ungestüm klopfe, und was er hier zu suchen habe?

Wolfgang. Liebes Mütterchen, ich habe mich gestern Abends in dieser einsamen Gegend verirrt; habe diese Nacht im Walde geschlafen; kenne weder Weg noch Steg, und suche jetzt einen Führer, der mich wieder auf die Herrstrasse leitet.

Mütterchen. (etwas freundlicher) Tretten sie nur herein! Wenn ich meine Suppe gekocht habe, will ich allenfalls selbst ihr Führer seyn!

Wolfgang folgte freudig, und trat mit ihr in ein niedliches Stübchen, das nach seiner innern Einrichtung, denn die Wände desselben waren mit recht hübschen Bildern behängt, keinen ganz gemeinen Besitzer vermuthen ließ. Eben hatte Wolfgang auf dem angebotenen Stuhle Platz genommen, als er in einer Ecke des Zimmers ein Mädchen in einer niedlichen Bauerntracht erblickte, die ihr langes Haar auszukämmen bemüht war, und sich um des Fremden Gegenwart gar nicht zu bekümmern schien. — Mach, mach, daß du fertig wirst, sagte die Alte zu ihr, und gieng wieder hinaus um ihre Suppe zu kochen. Das Mädchen war nun mit ihrer Beschäftigung zu Ende, fieng an, ihr Haar in Zöpfe zu flechten, und kehrte sich mit dem Gesichte gegen ihren Gast!

Guten Morgen, mein Herr, sagte sie lächelnd, wo kommen sie denn so früh her? Wolfgangen schien es, die Stimme dieses Mädchens schon ge-

hört zu haben; er blickte ihr daher schnell ins Gesicht, und seine Verwunderung stieg mit einemmale bis zum höchsten Grade; denn nicht allein das Gesicht des Mädchens, sondern auch ihre ganze Gestalt, ihr Wesen, ihr Betragen, ihr Ton glich vollkommen der Gräfin M.... mit der er gestern spatzieren gegangen war. Er suchte sich zwar immer im Zweifel der Unmöglichkeit, sie hier zu finden, aufs neue zu bestärken; aber die Aehnlichkeit ward seinem Auge immer stärker, und aller Zweifel mußte durch den augenscheinlichen Beweis verschwinden. Schon wollte er sie anreden, schon fragen: durch welch ein Wunder sie hier, und in dieser Gestalt ihm erscheint? als die Alte mit einer Schüssel voll Suppe ins Zimmer trat, und seine schon entstehende Frage unterbrach.

Die Alte. (zu ihrem Mädchen) Nun, bist du endlich einmal fertig? Komm, iß geschwind ein paar Löffel, und eile dann fort. Es ist die höchste Zeit!

Mädchen. (zum Tische sich sezend) So früh wird er doch nicht kommen!

Alte. Du redest, wie du's verstehst! (zu Wolfgangen) Mein Herr, wenn sie Lust haben, ein paar Löffel mit zu essen, so setzen sie sich ohne Umstände her.

Wolfgang befolgte stillschweigend ihre Befehle, und starrte noch immer das Mädchen an, die zu seiner größten Verwunderung ihn gar nicht zu

kennen schien, und deren Aehnlichkeit mit der Gräfin sich doch in seinen Augen immer mehrte, und in seinem Herzen zur Gewißheit wurde. Die Alte hatte ihm indeß Suppe vorgelegt, und bat ihn, ungescheut zu essen.

Die Alte. (zum Mädchen) Ich bitte dich um alles in der Welt, eile, und vergiß mir nur ja kein Wort, denn daran ist alles gelegen. Hast du dir alles gemerkt?

Mädchen. Ja ganz gewiß! kanns wie mein Vater unser auswendig.

Alte. Wills einmal probiren! Wenn du ihn nun den Steig herauf kommen siehst, was wirst du thun?

Mädchen. Da steh ich auf und geh ihm entgegen. Guten Morgen, Herr Wolfgang, sag ich dann: Wo kommen sie denn so früh her?

Alte. Wenn er dich nun fragt: woher du seinen Namen weißt?

Mädchen. So sag ich: o mein lieber Herr, ich kenne sie besser, als sie glauben! Kommen sie nicht aus Savoyen? Handeln sie nicht mit Mäusefallen und Hecheln?

Alte. Und wenn er nun sagt: woher weißt du das?

Mädchen. So antworte ich: meine Mutter hat mirs erzählt; wills der Herr wissen, von wem sie es erfahren, so komm er mit zu ihr! Sie wohnt gleich da unten im Thale.

Alte. Wenn er nun aber sagt: gutes Kind, ich habe jetzt keine Zeit; ich muß weiter gehen.

Mädchen. Dann rede ich ihm freundlich zu, bitte ihn so lange, bis er mirs endlich zugesteht. Dafür laßt überhaupt mich sorgen! Kommen soll er gewiß, wenn er anders nur ein bischen Gefühl besitzt, und wenn er mir nur gefällt.

Alte. Gefallen oder nicht gefallen! Darauf kommts nicht an! Denke, daß dein und deiner Mutter Glück davon abhängt.

Mädchen. Ganz recht; aber gefallen muß er mir doch, sonst bring ich ihn nicht!

Alte. Gottloses Kind, heißt das seine Eltern ehren? Heißt dieß, ihnen folgen? Wenn du an nichts denken willst, so denke ans vierte Gebot!

Mädchen. Will schon dran denken. Adieu indeß!

Alte. Glück auf! Glück auf!

Das Mädchen nahm nun ein Körbchen voll Kirschen unter den Arm, und gieng ohne Wolfgangen angesehen zu haben, zur Thüre hinaus. Wolfgangs Verwunderung hatte, indeß diß alles geschah und gesprochen wurde, Stoff zur Vermehrung in Menge gehabt; sie war auch bis zum höchsten Grade gestiegen, und foderte ungestüm von seinem Verstande Erläuterung. Dieser wußte sich dieß alles eben so wenig zu erklären. Das Mädchen, welches ihn eben verlassen hatte, war nach dem Zeugnisse seiner Augen, seines Gehörs, seines

innern Gefühls, die Gräfin M..., mit welcher er gestern Abends spatzieren gieng; von deren Seite er so unangenehm getrennt wurde, und bey deren Anblicke sich wieder eine heftige Leidenschaft in seinem Busen regte, die nur die unglückliche Begebenheit voriger Nacht unterdrückt, aber nicht ausgelöscht hatte.

Schon war er, mehr als einmal, im Begriff gewesen, sie anzureden, sie zu fragen: wie sie hieher, und in diese Gestalt komme? aber ihr gleichgiltiges, ganz abschreckendes Betragen gegen ihn hatte ihn davon abgehalten? die Reden der Alten, die Antworten des Mädchens hatten ihn nun vollends so verwirrt, daß er alles für Zauberey hielt, und in der Erwartung eines neuen Wunders aus Furcht und Angst ganz stille schwieg. Warum sie nun, diese von ihm als sicher erkennte Gräfin, von der Alten in dieser Tracht ausgeschickt wurde, um ihn zu erwarten, ihn hieher einzuladen? Woher sie wissen könne, daß er diesen Weg wandeln würde? Wie er, ein armer Savoyarde, der Gräfin Glück machen könne? Warum ihn die Gräfin, die ihm doch gestern so freundlich begegnete, und auf heute Mittag zu sich geladen hatte, nun gar nicht zu kennen schien, und doch zu suchen ausgieng? Dieß waren lauter Fragen, die seine brennende Neugierde quälten, und wovon er sich keine, auch nur auf eine wahrscheinliche Art, zu beantworten wußte. Der einzige mögliche Fall,

den sein Verstand sich denken konnte, und den er sich wirklich dachte, war, daß er steif und fest zu glauben anfieng: er würde durch irgend einen ihm feindseligen Zauberer verfolgt; von diesem immer in eine andre Gestalt verwandelt, vielleicht auch von ihm durch andere Gestalten geblendet. Einige alte Romane, in welchen er in seiner Jugend buchstabiren und lesen lernte, gaben ihm gestern und ehegestern Stoff zu diesem Gedanken; seine erhitzte Einbildungskraft bildete sie jetzt vollends zur wahrscheinlichen Wirklichkeit aus. Selbst sein Verstand war mit dieser Vorstellung zufrieden; denn nur aus diesem Gesichtspunkte konnte er sich die wunderbaren Begebenheiten allesamt erklären. Des Herrn von Tiefenthals, der Gräfin von M.. gestriges Betragen, die Scene in der Bauernhütte, seine wunderbare Befreyung, die jetzige Begebenheit, alles dieß waren nun, in seinen Augen Folgen einer teuflischen Zauberey, womit irgend ein Zauberer, oder der Teufel selbst ihn zu äffen, und zu, Gott weiß, welcher schändlichen Absicht zu verführen suchte.

Als Wolfgang alle diese Betrachtungen anstellte, räumte unterdessen die alte das Zimmer zusammen; ihr Gesicht glich so ziemlich einer Hexenphysionomie, wie solche in Feemärchen und andern dergleichen Romanen geschildert wird. Wolfgang kam daher in Versuchung, sie für die Frau des Zauberers zu halten, und beschloß gegen solche

auf seiner Hut zu seyn. Eben war die Alte mit ihrer Beschäftigung fertig, und trat nun zu Wolfgangen.

Die Alte. Wo wollen sie denn eigentlich hin, mein Herr? und auf welche Strasse soll ich sie denn führen?

Wolfgang. Was auch meine Verfolger über mich beschlossen haben, so sehr sie auch meine Augen verblenden, so hoffe ich doch zu Gott, daß ich mit seinem Beystande aller Versuchung glücklich entgehen werde.

Die Alte. (erschrocken zurücktretend) Gott stehe mir bey, der Mensch ist närrisch.

Wolfgang. Närrisch nicht, aber vielleicht bezaubert! Ich stehe aber unter Gottes Schutz, und niemand soll mir etwas anhaben! — Dieß sprach er rasch und schnell aus; die Alte hielts also fürs beste, die Flucht zu ergreifen, weil sie ihn natürlich für einen Wahnsinnigen, nebenbey auch für einen Bösewicht hielt, der vielleicht unter dieser Larve, sie zu bestehlen und zu ermorden kommt. Sie zog sich daher rückwärts nach der Thüre, und als sie solche erreicht hatte, sprang sie schnell hinaus. Durch diese Flucht ward Wolfgang in seiner Meynung nur noch mehr bestärkt, und freute sich hoch, daß er auf solche Art fernern Versuchungen entgehen würde. Er beschloß daher sich nicht länger in diesem Hause aufzuhalten, und eilte ebenfalls nach der Thüre. Die

vorsichtige Alte hatte solche aber von aussen verriegelt, und war wahrscheinlich zu einem nahen Nachbar um Hilfe geeilt. Wolfgang segnete und bekreutzigte sich oft; allein die verschlossene Thüre war nicht so furchtsam wie die Alte, und wich ungeachtet seiner Beschwörung und Bemühung nicht aus ihrem Angel. Da er nun auf keine Weise länger hier verweilen wollte, so nahm er seine Zuflucht zum offenen Fenster, und stieg aus diesem sogleich hinaus ins Freye; er lief schnell rechts fort, und hatte kaum den Wald erreicht, als er auf der andern Seite desselben die Alte erblickte, welche in Begleitung zweyer Bauern nach dem Hause zu eilte. Dieser Anblick verdoppelte natürlich seine Schritte. Um sich immer mehr von ihnen zu entfernen, eilte er rechts in den Wald hinein, und war endlich so glücklich einen Fußsteig zu finden, auf welchem er eiligst fortwanderte; der Weg führte ihn bald durch ein Thal, bald einen hohen Berg hinauf; nirgends erblickte er Häuser, nirgends Menschen.

Schon müde und matt ruhte er einmal aus, und wickelte seinen Mantel, den er in der Nacht von seinem Führer erhalten, und noch immer um sich hängen hatte, zusammen. Als er weiter wanderte, nahm er ihn so zusammen gewickelt unter den Arm, um leichter gehen zu können. Schon stand die Sonne hoch am Himmel, und der häufigen Ermahnungen seines Magens nach zu urthei

len, mußte es schon Mittag seyn, als der Wald lichter zu werden anfieng. Er verdoppelte daher seine Schritte, und befand sich bald am Ende desselben. Seine Freude darüber war groß, aber von kurzer Dauer; denn als er ins freye offene Thal, das nun vor ihm lag, blickte, entdeckte er zu seinem größten Erstaunen, ihm gerade gegenüber, das nämliche Häuschen, aus welchem er diesen Morgen entsprungen war. Fest und sicher glaubte er nun, daß er bezaubert, durch der Alten Kunst, in der Irre herumgelaufen, und endlich doch wieder zurückzukehren gezwungen sey. Schon wollte er, seinem unvermeidlichen Schicksale, dem er seiner Meynung nach nicht auszuweichen vermochte, willigen Gehorsam leisten, und sich der alten Zauberin zum freywilligen Opfer stellen, als er unfern von sich ein Geräusch hörte, und seine Furcht ihn mechanisch zurück zu eilen nöthigte. Er sprang, durch diese getrieben seitwärts ins Dickicht, und verbarg sich unter einem Strauch. Sein horchendes Ohr hörte jetzt Tritte; er sah daher unverwandt nach der Gegend hin, von welcher das Geräusch sich immer näherte, Vor seinem erstaunten Auge zog nun die Gräfin M..., als Dame gekleidet, vorüber; sie las in einem Buche, und gieng langsam; ihr folgten zwey Bediente, und Wolfgang erkannte deutlich in einem derselben den Jäger, welcher ihn gestern in den Wagen gehoben hatte. Ein kleines Hünd-

chen, welches ihr zur Seite lief, witterte Wolfgangs nahe Gegenwart. Es kam bis zum Strauche, unter welchem dieser verborgen lag, und bellte den fremden Gegenstand ganz natürlich an. Eben so natürlich machte auch sein Gebelle die lesende Gräfin aufmerksam; sie blieb stehen, und befahl dem nachfolgenden Jäger nachzusehen, was den Hund zum bellen reitzte. Der Jäger fand bald Wolfgangen unter dem Strauche, welcher gleich einen Haasen, den der Hund schlafend im Lager überfallen, sich tief zusammen drückte, und gleich diesem, ungewiß, welchen Weg er zur Flucht wählen soll, den bellenden Hund anstarrte. Er wurde sogleich von dem Jäger erkannt, und ohne von ihm mit einer Frage belästigt zu werden, eilte dieser, seiner Herrschaft zu berichten: daß der fremde Herr, welcher gestern mit ihr gefahren, hier unter einem Strauche verborgen liege.

Wie, Signor hier? schrie die Dame laut auf, und versuchte sich durch die Sträuche zu ihm hinzuarbeiten. — Jetzt oder nie mußt du der Zauberin entfliehen! dachte Wolfgang, und wählte das letztere. Als er sie also sich selbst nahen, und ihm immer rufen hörte, sprang er schnell auf, und tiefer ins Dickicht hinein. Das Geräusch, welches er verursachte, entdeckte eben so geschwind der Gräfin seine Flucht. Sie rief ihm daher unaufhörlich nach: so warten sie doch nur! Signor! so hören sie doch nur! Ich habe ihnen viel und

nothwendige Dinge zu sagen! Ich will ja gar nicht fragen, was sie hier zu thun hatten; so warten sie doch nur! Aber eben dieß dringende Rufen verdoppelte Wolfgangs Angst und Schritte.

So lange ich fliehen, dieser Sirenen Stimme ausweichen kann, dachte er, ists Glück für mich! und suchte sich immer emsiger durch das Gestripp durchzuarbeiten. Seine Absicht gelang ihm bald. Die Gräfin vermochte ihm nicht zu folgen; immer blieb ihr Kleid in den Sträuchen hangen, und ehe sie sich losmachte, war er ihren Augen schon entflohen. Bald hörte er auch ihre Stimme nicht mehr! Durch immerwährende Flucht äusserst ermüdet, erreichte er endlich einen hohen Felsen, den er entweder überklettern oder rückkehren mußte. Seine Furcht wählte das erstere, und seine äusserste Müdigkeit bewog ihn nur, erst ein wenig auszuruhen, bevor er diesen beschwerlichen Weg beginnen wollte. Eben hatte er sich aufs neue in seinen Mantel gehüllt, und ein wenig zu schlafen versucht, als ein neues Geräusch ihn weckte und empor scheuchte. Erst jetzt entdeckte er, daß er sich nahe an einem Fußsteige gelagert hatte, auf welchem sich jemand zu nähern schien. Er blickte dem Geräusche angstvoll entgegen, und sah zu seinem größten Erstaunen die Gräfin M... aufs neue sich ihm nähern. Sie war, so wie er sie frühe Morgens bey der Alten gesehen hatte, als ein Bauermädchen angekleidet, und trug ihr Körb-

chen am Arme. So sehr sich auch Wolfgang an die Felsenwand schmiegte, — denn zu entfliehen vermochte er nicht, — so mußte ihn doch die Gräfin, weil sie gerade ihm gegenüber den Berg herauf stieg; bald erblicken. Sie starrte ihn an, und stand unentschlossen stille. Um ihre Verlegenheit zu verbergen, fieng sie an, eines ihrer Schuhbänder, das sich gelöst hatte, wieder zu befestigen, und schielte immer seitwärts nach Wolfgangen, der in seinen Mantel gehüllt, statuenähnlich da stand. Er bekam bey dieser Gelegenheit einen der schönsten weiblichen Füsse zu sehen, aber so reizend diese Aussicht auch war, so drückte er doch absichtlich die Augen zu, um seiner Meynung nach der teuflischen Versuchung zu entgehen. Da sie bald ihr Geschäft geendigt, stand die Gräfin ihm nun gegenüber, sah ihn unverwandt an, und wagte es doch nicht ihm näher zu kommen. Wolfgang beobachtete eben dieß stillschweigend, indem er seinen verschlossenen Augen dann und wann einen Blick nach der reizenden Gräfin unwillkührlich erlaubte. Endlich fieng die Gräfin zu sprechen an. Mein Herr, sagte sie furchtsam, und trat ein paar Schritte näher, ich habe von ihnen doch nichts zu befürchten? Ich eile nach Hause, meine Mutter erwartet mich gewiß mit Sehnsucht. Ich bitte sie, lassen sie mich ungehindert gehen.

Wolfgang. Gehen sie in Gottes Namen. Ich

verlange ihre Gesellschaft nicht! Nur verrathen sie mich nicht, und zeigen mir, wenn sie Barmherzigkeit mit einem Unglücklichen haben wollen, den nächsten Weg aus dem Walde. —

Auf diese kräftige Versicherung faßte das Mädchen Muth und sprang pfeilschnell vor ihm vorbey. Als sie ungefähr dreyßig Schritt von ihm entfernt war, kehrte sie sich um, und sagte, mein Herr, wenn sie etwan der unglückliche Mörder sind, den man heute in diesem Walde so begierig sucht, so fliehen sie nach der Gränze! Rechts hinunter werden sie die Strasse dahin finden. Wandern sie alsdann getrost bergauf, sie können solche noch heute erreichen. Als sie dieß gesagt hatte, verschwand sie bald aus Wolfgangs Augen, und verlies ihn in einer neuen, noch größern Verlegenheit. Der Name Mörder fiel zentnerschwer auf sein Herz, er erinnerte sich der nächtlichen Begebenheit, und seiner Gefangennehmung. Nichts war ihm daher wahrscheinlicher, als daß man ihn für einen Mörder halten, und als einen solchen verfolgen könnte. Doch noch wahrscheinlicher als diese Vermuthung wurde ihm bald der Gedanke; daß alle diese Begebenheiten nur Trug und List der Zauberkunst wären, die seiner Einbildung nach auf alle seine Handlungen, auf alle die unerwartete Vorfälle den stärksten Einfluß haben müsse. Die Gehilfin der alten Hexe, dachte er weiter, will mich nur furchtsam machen; zeigt

mir aus Absicht den Weg zur Rechteh, damit ich mich aufs neue ihrer Wohnung nähern, und endlich in ihre Schlingen fallen muß. Er beschloß daher seinen Weg über den steilen Felsen fortzusetzen, lieber unter einem Baume sein Nachtlager zu halten, lieber vor Hunger und Durst zu verschmachten, als sich der zauberischen Gegend, die ihm eben zur Rechten lag, mehr zu nähern. Der Anblick der Gräfin, die sich ihm vor kurzem als Dame, nun wieder als Bauermädchen gezeigt hatte, bestätigte sein gefaßtes Vorurtheil vollkommen, und machte es daher seiner Einbildungskraft auch wahrscheinlich, daß die Geschichte der vorigen Nacht nur ein Blendwerk gewesen sey, um ihn in diese Einöde zu locken, und die unergründliche Absicht mit ihm desto besser und sicherer zu erreichen. Er sammelte daher alle seine Kräfte, um den Felsen, der ihm links lag, so bald als möglich zu erklettern. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelangs ihm auch endlich, bis an dessen Spitze empor zu klimmen. Er konnte von der Höhe desselben die ganze weite Gegend übersehen, und erblickte bald zu seinen Füssen ein grosses Dorf, in welches er sogleich zu eilen, und nach dem Herrn von Tiefenthal zu fragen beschloß, um von diesem, wo möglich, seinen Paß, seine Kleider, seine Geräthschaften wieder zu erhalten, und dann auf immer eine Gegend zu verlassen, in welcher er seiner Meynung nach, bald um seine Seele und deren Heil wäre betrogen worden.

So nahe ihm auch das Dorf zu liegen schien, so erreichte er es doch der vielen Umwege und seiner Müdigkeit wegen erst bey Sonnen-Untergange. In seinen Mantel gehüllt, und ohne Huth, denn diesen hatte er schon vorige Nacht, unwissend wo, verloren, trat er nun in die Schenke des Dorfs, setzte sich hinter den nächsten Tisch, und foderte ein Glas Bier, und ein Stück Brod, um seinen brennenden Durst, seinen eben so heissen Hunger zu stillen. Der Wirth, ein unbehilflicher, dicker Mann, der allein in der Stube auf einem alten Großvaterstuhle saß, ließ sich einigemale bitten, ehe er sein Verlangen zu befriedigen hinaus gieng. Endlich kehrte er mit dem so dringenden Labsale zu Wolfgangen zurück, und stellte beydes vor ihm nieder. Wolfgang aß und trank begierig, ohne den Wirth zu beobachten, der indeß vor ihm stehen blieb, und ihn sehr aufmerksam betrachtete. Wo denn her, so allein, sagte endlich der Wirth, und wo geht denn die weitere Reise hin?

Wolfgang. (etwas verwirrt, aber sich bald fassend) Ich komme von Nürnberg, und reise zu dem Herrn von Tiefenthal, den sie vielleicht kennen werden?

Wirth. O ja, ich kenne ihn recht gut, sein Schloß liegt kleine drey Stunden von hier.

Wolfgang. (der über die Antwort des Wirths erfreut war) Ich habe mich heute früh von meinem Wege verirrt, bin auf Abwege gerathen, und

habe den ganzen Tag vergebens den Ausweg aus dem Walde gesucht. Zum Glücke habe ich endlich dieß Dorf erreicht. Wollten sie mir nicht einen Boten besorgen, der mich morgen früh nach dem Schlosse des Herrn von Tiefenthal führte?

Kann geschehen! sagte der Wirth ganz pflegmatisch, und gieng wieder zur Thüre hinaus.

Zwey baumstarke Knechte traten bald herein, und setzten sich Wolfgangen gegenüber, der sich sein Bier und Brod indeß herrlich schmecken ließ, und dabey seines ausgestandenen Elendes zu vergessen anfieng; da er überdieß morgen früh die angenehme Hoffnung hatte, den Herrn von Tiefenthal, dessen Wirklichkeit er nach der Aussage des Wirths nun nicht mehr bezweifelte, wieder zu sehen. Dort, dachte er, lege ich wieder meine Jacke an, und wandere frohen Muths aus dieser Zaubergegend fort.

Kaum hatte er dieß gedacht, und auszuführen beschlossen, als der Wirth mit einigen Begleitern wieder ins Zimmer trat. Einer davon hatte Fußeisen in der Hand, und näherte sich Wolfgangen. Die Knechte traten gleichfalls näher. Herr, sprach jetzt der Mann mit dem Eisen, will er sich gutwillig gefangen geben, oder will ers drauf ankommen lassen, daß wir ihn mit Gewalt binden? Entkommen kann und wird er nicht, dafür ist schon gesorgt, und überwältigen wird er uns noch weniger; drum wähle er lieber das Klügere, und

laß

laß er sich gutwillig schliessen! — Wie sehr Wolfgang über diese Anrede erstaunte, läßt sich leicht begreifen. — Ich setze mich nicht zur Gegenwehr, sagte er, macht mit mir, was ihr wollt, aber ich bin unschuldig. — Kann endlich wohl möglich seyn, antwortete der Wirth, aber wahrscheinlich ists nun eben nicht. Der Mantel, den der Herr hier um hat, ist mir nebst vielen andern Sachen und Gelde vergangene Woche gestohlen worden, und wer den Mantel hat, der wird über das Uebrige wohl auch Bescheid zu geben wissen. Kann aber der Herr Auskunft geben: von wem er den Mantel gekauft, oder wie er sonst dazu gekommen? so werden wir dem Herrn kein Leid zufügen, und nach gehöriger Untersuchung seiner Aussage ihn ruhig seine Strasse ziehen lassen.

Ja, wenn der Herr dieß kann, sprach nun der Mann mit dem fürchterlichen Fußeisen, so werde ich ihm keineswegs die Eisen anlegen. Also heraus mit der Sprache: wo hat er den Mantel her?

Wolfgang. (in größter Verlegenheit) Dieser Mantel — ich habe ihn heute — — — heute erst auf der Strasse gefunden!

Wirth. Aha! singen die Vögel so? Das gewöhnliche Lied der Spitzbuben, wenn sie über ungerechtem Gut erwischt werden. Gevatter, legt ihm nur die Eisen an. Unser Herr Gerichtsverwalter wird ihm schon zum Geständniß zwingen, ich hoffe mit Gottes Hilfe alle meine Sachen zu-

 rück

rück zu erhalten! — Das wünsche ich von Herzen, erwiederte der Mann mit den Eisen, die er eben an Wolfgangs Füssen zu befestigen suchte. — Dieser litt es geduldig, und glaubte in diesem Augenblicke mit seinem neuen Zustande zufrieden zu seyn, weil er vor Gericht seine Unschuld darzuthun, und endlich aus der immer sich erneuernden Verwirrung und ewigen Angst und Unruhe befreyt zu werden hoffte. Ohne Widerspruch ließ er daher mit sich machen, was seine Wächter ohnehin nicht unterlassen hätten. Als man ihm aber den gestohlenen Mantel abnahm, und alle zu schreyen anfiengen: je, das ist ja der Mörder, den man so emsig sucht: Als alle einstimmig versicherten, daß er der Beschreibung nach das nämliche Kleid, die nämlichen Haare, das nämliche Gesicht habe, da sank sein Muth! Da fieng er laut zu weinen an!

Gott! rief er aus, in welches Elend, in welchen Jammer werde ich ganz unschuldig gestürzt! — Die Anwesenden achteten aber seiner Thränen und Seufzer nicht. Hättest du, sagte einer aus ihnen, das alles eher überlegt, so könntest du Thränen und Seufzer ersparen, den diese löschen kein Blut aus, das nur wieder durch Blut versöhnt werden kann! — Unter diesem tröstlichen Zuspruche wurden Wolfgangen, ungeachtet seines Flehens, und der Versicherung, daß er nicht entfliehen wolle, die Hände auf den Rücken gebunden, und sogleich von allen Anwesenden Rath gehalten: wie man

diesen gefährlichen Dieb und Mörder, so lange es noch Tag sey, aufs schleunigste nach dem Gefängniß liefere, damit er nicht wieder entspringen, oder gar, wie gestern, seinen Begleiter erschlagen könne. Jedes dieser Worte war für Wolfgangen neuer Stoff zum Jammer, zur Verzweiflung. Sein ganzer bisheriger Trostgrund, den er sich den ganzen Tag über, so ziemlich eigen gemacht, und immer fester geglaubt hatte, daß dieß alles nicht wirklich geschehen, sondern nur ein Blendwerk gewesen, schien nun auf einmal zu verschwinden. Sein Ohr hörte von jedem, der nur den Mund öffnete, die Bestätigung der ganzen Geschichte; und selbst die einzige Hoffnung, daß dieß alles ein neues Blendwerk seyn könne, verließ ihn gradweise, als man ihn gebunden auf einen Wagen warf; und mehr als zwölf bewaffnete Männer neben ihm hergiengen, und ihn bey der geringsten Bewegung sogleich zu erschiessen drohten.

Diese Hoffnung verließ ihn ganz, als er endlich nach einer Fahrt von zwei Stunden vom Wagen herab in einen dunkeln, finstern Keller getragen, und die Thüre hinter ihm zugesperrt wurde. Auf der kalten, feuchten Erde lag er nun da, jammerte, weinte und klagte vergebens sein Leiden den mosigten Wänden, die seine Seufzer zwar wiederholten, aber ihm eben dadurch schlechten Trost gewährten. Eben so vergebens betheuerte er zu wiederholtenmalen seine Unschuld;

niemand hörte ihn, niemand antwortete. Besser als alles dieses gelang ihm die Bemühung, seine Hände von den Stricken zu befreyen. Die Schleife war schon durch einen Zufall auf den Wagen gelöst worden, und die unachtsamen Wächter hatten solche nicht untersucht, da sie wohl wußten, daß er, wenn er auch die Hände frey hätte, doch nicht durch die zwey eisernen Thüren, die den Eingang des Kellers verwahrten, durchdringen könne. Es gelang ihm also bald, seine Hände aus den lockern Schlingen herauszuwinden, und sich wenigstens durch den freyen Gebrauch derselben seine Lage bequemer zu machen. Die äusserste Ermattung seines Körpers, noch mehr das Bewußtseyn seiner völligen Unschuld machten es vereint möglich, daß er auf seinem harten Lager bald in tiefen Schlaf versank.

Ein dumpfes, anhaltendes Getöse und Klopfen weckte ihn gegen Mitternacht. Noch trunken vom Schlafe rieb er sich vergebens die Augen, um in der dicken Finsterniß, die ihn umgab, die Ursache dieses Geräusches zu entdecken. Sein Ohr hörte es deutlich, aber sein Auge sah nichts! Zitternd und bebend erwartete er stillschweigend den Ausgang dieses Lärms, das bald stärker, bald schwächer aus dem Hintergrunde des Gewölbes ertönte. Ungeachtet er nichts zu sehen vermögend war, so zwang ihn doch die sich immer mehrende Furcht sein Auge stets nach der Gegend zu richten, von

welcher das Getöse herzukommen schien. Wie er so dahin starrte, hörte er auf einmal einen starken Knall; ein heller Lichtstrahl fuhr quer durchs Gewölbe, und erleuchtete die gegenseitige Mauer. So wie der Lärm und das Gepolter sich ihm immer näherte, eben so vergrösserte sich auch dieser Strahl und erleuchtete nach und nach den ganzen Keller.

Angst und Furcht bemächtigten sich jetzt erst vollends des armen Wolfgangs; seine Haare sträubten sich in die Höhe; er wollte von der Stelle, auf welcher er lag, und die sich nun auch zu erleuchten anfieng, entfliehen, aber seine Füsse versagten ihm den Dienst, und er vermochte sie nicht zu bewegen. Alle seine übrigen Sinne hatten seinem Ohre, seinem Auge ihre Kraft geliehen, sie vereinigten sich in diesen beyden. Er konnte nur hören, nur sehen; sein ganzer Körper war übrigens gelähmt und keiner Bewegung fähig. Vor seinem noch immer starrenden Auge stieg jetzt mitten in dem vergrössernden Lichtstrahle ein langer schwarzer Mann herab. Ein mit allerhand Figuren bezeichneter Zaubergürtel hieng quer über seine Schulter; in seiner rechten Hand trug er eine brennende Fackel, in seiner linken einen langen Stab; unter dem Arme hatte er ein zusammengerolltes, weisses Tuch, das er unsern vor Wolfgangen auf die Erde legte. Diesem natürlichen Zauberer folgte bald darauf eine andere männliche

Gestalt, welche ganz weiß gekleidet zu seyn schien, und in ihren beyden Händen verschiedene Werkzeuge trug, die Wolfgangs schon dämmerndes Auge nicht mehr unterscheiden konnte. Er war durch diese plötzliche Erscheinung beynahe aller seiner Sinne beraubt. Er suchte seine wenigen noch übrigen Kräfte zu sammeln, hob sich schnell vom Boden empor, und schrie mit fürchterlicher Stimme: alle gute Geister loben Gott! kaum hatte er diese mystischen Worte aus seiner von Schrecken zusammengeschnürten Kehle herausgepreßt, als dem Zauberer die brennende Fackel aus der Hand sank, und dieser mit der ihm folgenden weissen Gestalt sogleich verschwand. Die Fackel brannte auf dem Boden fort, und Wolfgang bekam nach und nach den Gebrauch seiner Sinne wieder. Diese belehrten ihn, daß das Licht besser als Finsterniß sey, und daß die Furcht mit letzterer sich mehrte, mit ersterm sich mindere.

Er griff daher mechanisch nach der Fackel, und beleuchtete mit ihr zitternd seine Wohnung. Zu seinen Füssen lag jetzt das weisse Tuch, nahe dabey eine Hacke und Schaufel, welches alles der Zauberer ihm zurückgelassen hatte. Als er die Fackel nach den Seiten wandte, die Entflohenen vergebens suchte, und nun in die Höhe blickte, sah er durch eine weite Oeffnung den gestirnten Himmel, und an diesem den halbvollen Mond, dessen Strahlen eben auf Wolfgangen fielen.

Begierde nach Freyheit herrscht in jedem Menschen, in des Gefangenen Seele am meisten. Beym Anblicke des hellen Monds schwand alle Furcht aus Wolfgangs Herzen; das Verlangen, sich befreyt zu sehen, erfüllte es. Er nahm jetzt, ohne den Inhalt desselben zu kennen, das weisse Tuch unter seinen Arm, und besaß bereits so viel Fassungskraft, daß er auch der neben demselben liegenden Hacke nicht vergaß, um mit dieser sich seiner Fesseln zu entledigen. Noch immer die Fackel in der Hand haltend, stieg er mit den übrigen Geräthschaften gegen die Oeffnung empor, und kam durch solche glücklich in einen Garten, den der Mond hell beleuchtet. Seines Lichtes nun ganz versichert, warf Wolfgang die Fackel in die Oeffnung zurück, und eilte vorwärts. Kaum hatte er hundert Schritte vollendet, als er an eine offne Thüre, und durch diese auf eine weite Ebne gelang, die sein forschendes Auge nicht zu durchmessen vermochte. Er setzte sich an der äussern Gartenmauer nieder, und war mit Hilfe der Hacke bemüht, seine Füsse von den Fesseln zu befreyen, die man ihm im Wirthshause angelegt hatte. Seine Bemühung gelang, das Schloß sprang nach einigen Schlägen auf, und Wolfgang eilte, befreyt von diesen, die Ebne hinab. Noch immer trug er das weisse Tuch, das der Zauberer zu seinen Füssen liegen ließ, unter dem Arm. Jetzt erst wurde er begierig, den Inhalt desselben zu untersuchen. Er

entwickelte es im Gehen, und fand darinn ein ganz hübsches grünes Kleid, samt Weste. Dieß, dachte Wolfgang, ist dir nun freylich, absichtlich von dem Zauberer gegeben worden. Ich würde es, fuhr er zu denken fort, gewiß nicht anziehen, wenn ich ohne Hilfe dieses Kleides nur zu dem Herrn von Tiefenthal gelangen und dort meine Jacke wieder erhalten könnte. Da ich aber weder Weg noch Steg kenne; da ich, um zu ihm zu gelangen, doch irgend jemanden fragen muß, so ists ganz natürlich, daß ich in meinem jetzigen Kleide wieder als ein Mörder erkannt, und als solcher aufs neue ins Gefängniß geschleppt werde: Eben so natürlich schien es ihm überdiß, daß man ihn, sobald man seine Flucht aus dem Keller entdecken würde sehr emsig suchen, und im unveränderten Anzüge sogleich finden könnte. Alle diese Gründe waren so wichtig, daß sie seine Furcht gegen dieß zauberische Kleid nicht allein überwanden, sondern ihn sogar mit Muth stärkten. Er zog es daher sogleich an, und warf sein blaues Treffenkleid, welches ihm erst so schön dünkte, in einen nahen Strauch.

Aufs Gerathewohl wanderte er nun weiter, und überlegte im Gehen die Begebenheit dieser Nacht. Daß ein Zauberer ihn necke, quäle, vielleicht zu irgend einer Absicht verleiten wolle, uuterlag seiner Meynung nach keinem Zweifel mehr, weil er die Wirkung durch zwey Tage schon deutlich gefühlt, und vor einer Stunde sogar den Zauberer selbst

von Angesicht zu Angesicht gesehen hatte: daß dieser es doch aber eben nicht so böse mit ihm meynen müsse, weil er ihn immer aus der größten Gefahr wieder befreyt, schien ihm eben so wahrscheinlich, und wurde ihm bald noch wahrscheinlicher, als er von ungefähr in die Tasche seines neuen Kleides griff, und darinn einen ledernen Beutel mit zwölf neuen schönen Thalern, und sechs eben so blanken Goldstücken angefüllt fand. Er war in seinem Leben noch nicht Besitzer einer so großen Summe gewesen; seine Freude darüber war also groß, und ob ihm gleich sein Gewissen zuflüsterte, daß er dieß teuflische Geld sogleich von sich werfen sollte, so hieng sein Herz doch zu sehr daran, und überredete ihn, daß ein Stück davon, wenn er es in seinem Vaterlande der Kirche seines Dorfs opfere, die ganze Sünde versöhnen könne. Auch war ihm die Macht des Zauberers minder furchtbar geworden, weil ihm die Erfahrung gelehrt hatte, daß er und seine Gehilfen sogleich vor ihm weichen und fliehen müßten, wenn er der geringsten Beschwörung und des blossen Namen Gottes sich nur zu seiner Vertheidigung bediene. Sehr lebhaft mahlte ihm jetzt aber sein Gewissen die Gefahr, in welche er sich stürzen würde und müßte, wenn er länger in dieser zauberischen Gegend verweilte. Ein schönes weibliches Gesicht, eine große Menge Geld, womit der Zauberer zu locken scheint, fuhr solches in seiner Ermahnung fort, wird dich bald in den Abgrund

führen, welchen er dir zubereitet hat, und dann wird Reue und Jammer zu spät seyn.

Wolfgang sah die Wichtigkeit dieser Warnung deutlich ein. Er beschloß also sogleich nach dem Schlosse des Herrn von Tiefenthal zu eilen; dort, wenn dieser, wie er allerdings zu glauben Ursache habe, auch mit drm Zauberer im Bund stehe, durch irgend eine List sich seiner vorigen Kleider, und vorzüglich seines Passes zu bemächtigen, und dann bey Nacht und Nebel fortzufliehen. Unter diesen Entwürfen, Gedanken und Entschliessungen war er immer fortgewandert, hatte nun das Ende der Ebne, und den Anfang eines Waldes erreicht, in welchem er bey der Nacht fortzuwandeln kein Behagen fühlte, und doch trieb ihn die Furcht, vielleicht verfolgt, und im Freyen desto geschwinder entdeckt zu werden, immer vorwärts. Der Mond gieng eben unter. Seine Furcht vermehrte sich mit der Finsterniß, die sich nun über die ganze Gegend verbreitete. Lange zögerte er, endlich schlich er doch in den Wald hinein, und da die Dicke des Gebüsches, und die immer sich mehrende Finsterniß ihm das weitere Vordringen unmöglich machten, so warf er sich unter einem Baume nieder, um hier den Anbruch des Tages zu erwarten. Angst und Furcht ließen ihn nicht schlafen. Jedes leise Geräusch, ein herabfallendes Blatt vermehrten beydes, und verscheuchten allen Schlaf. Als es Tag zu werden anfieng, und die

ersten Strahlen der Sonne schon die Gegend beleuchteten, erhob er sich von seinem harten Lager, und versuchte weiter zu wandern. Um irgend einen Weg zu entdecken, schlich er sich bis ans Ende des Walds, und guckte, gleich einem furchtsamen Rehe, in die freye Ebne, die vor ihm lag. Erschrocken bebte er bald darauf zurück, rieb sich die Augen, blickte wieder hinaus, und bebte noch stärker zurück. So gerne er auch falsch gesehen zu haben, sich überreden wollte, so bestättigte doch der nun zum drittenmale gewagte Blick seinen Schrecken aufs neue.

Das fatale Häuschen, von welchem er sich den ganzen vorigen Tag nicht zu entfernen vermochte, lag jetzt wieder ihm gerade gegenüber. So bin ich denn verdammt, immer und ewig, rief er endlich aus, bey diesem zauberischen Hause herum zu irren! Was habe ich Aermster denn verbrochen, daß ich geradezu in die Falle gehen muß, die mir der Zauberer zu meinem Verderben aufgestellt hat? Und wenn sich, setzte er entschlossen hinzu, alle Mächte der Hölle verbänden, mich in dieß Zaubernest hinzuführen, so will ich doch so lange, als mirs immer möglich ist, gegen diese teuflische Versuchung kämpfen! — Mit diesem Entschlusse bewaffnet kehrte er sich schnell um, und drang auf der entgegengesetzten Seite aufs neue durch das Gestripp in den Wald hinein. Bald erreichte er einen Fußsteig, der sich seiner Absicht gemäß die

Länge hinunter schlängelte, und ihn, wenn er ihn wandle, immer weiter von den Häuschen entfernen mußte. Bald darauf war er auch so glücklich, einen breiten Weg, und endlich gar eine ordentliche Strasse zu erreichen. Nicht lange war er auf dieser fortgeeilt, als er einen Wagen den eben zu ersteigen angefangenen Berg herunter rollen sah. Herzlich gerne wäre er diesem ausgewichen, hätte sich, da an beyden Seiten der Wald fortlief, unter den Bäumen desselben versteckt, wenn nicht ein vorauseilender Jagdhund, ihn ehe er es bewerkstelligen konnte, durch sein Bellen davon abgehalten und noch zu rechter Zeit an die gestrige Szene im Walde erinnert hätte. Vergebens bemühte er sich den Hund von sich abzuwehren; sein Eifer ihn zu verfolgen, wurde immer anhaltender. Eben nahm er seine Zuflucht zu einigen Steinen, um mit diesen den ungebetenen Gast zu vertreiben, als der Wagen bey ihm vorüber fuhr. Je, das ist ja Signor! rief eine weibliche Stimme: Papa, Signor geht hier! Halt, schrie eine Baßstimme, halt! und der Wagen stand. Flugs sprang aus demseben Herr von Tiefenthal, und eben so geschwind folgte ihm Fräulein Louise nach.

Herr von Tiefenthal. Wohl mir, Signor, daß ich sie treffe! Nur ihnen zu gefallen entschloß ich mich, zur Gräfin zu fahren, bey der es ihnen so wohl gefällt, und über deren Reize sie ihren

ersten gewiß aufrichtigen Freund so ganz vergessen haben! Ich würde es nicht über mein Herz gebracht haben, die Arglistige zu besuchen, wenn ichs nicht als gewiß vorausgesetzt, daß sie sich's ausdrücklich von ihnen bedungen, mich nicht mehr zu besuchen; und wenn ich nicht vermuthet hätte, daß in dem Paquete, welches sie in ihrem Zimmer zurückliessen, einige Sachen von Wichtigkeit enthalten wären. Dieß ihnen also selbst zu überbringen, sie nebenbey noch einmal wenigstens zu sehen, war die Absicht meines Besuchs, die ich nun so unvermuthet zu meiner innigen Freude hier erfüllen kann. Aufrichtig gestehe ichs ihnen übrigens, daß es mir äusserst Leid thut, sie so bald verloren zu haben. Ich hatte mir eine so angenehme, eine so herrliche Zukunft geträumt, hatte — — Doch es ist vorbey, ich bin erwacht, und sehe deutlich ein, daß Träume nicht immer erfüllt werden.

Wolfgang hätte den Herrn von Tiefenthal, wenn es ihm anders beliebt hätte, eine ganze Stunde fortreden lassen, wäre ihm gewiß nicht ins Wort gefallen, weil er seine ganze Anrede nicht verstand, und Aufklärung zu verlangen nicht Muth besaß, da die Zusammenkunft im Walde ihm so absichtlich, so zauberisch schien. Auch jetzt, als Tiefenthal schwieg, beobachtete Wolfgang ein gleiches Stillschweigen, mit zwey großen Steinen in der Hand, die er zur Gegenwehr wider den Hund er-

griffen hatte, stand er mit starrem Blicke da, und harrte des Augenblicks, in welchem ihm Tiefenthal nach bereits geschehenem Versprechen seine Sachen überreichen würde. Dieß war sein erster, sein vorzüglichster Wunsch; der zweyte, welcher sich unmittelbar an den ersten kettete, bestand darinn, daß er alsdann sogleich aus dieser ihm so gefährlichen und verdächtigen Gegend in seiner gewöhnlichen Kleidung forteilen, lieber schwarzes Brod essen, und auf Stroh schlafen, als bey beständiger Versuchung des Teufels im Ueberfluß schwelgen wollte.

Fräulein Louise unterbrach aufs neue dieß Stillschweigen. Sie war heute reizender als jemals gekleidet, und ein nur etwas aufmerksamerer Beobachter, als Wolfgang in seiner jetzigen Lage seyn konnte, hätte es bemerken müssen, daß dieß absichtlich geschehen sey. Ein leichter Strohhut, der durch blosses Ungefähr seitwärts gesetzt zu seyn schien, deckte ihr blondes, in natürlichen Locken wallendes Haar. Dieser Hut versteckte zwar in etwas das schmachtende rechte Aug der schönen Louise, verschaffte aber dadurch ihrem linken Auge ein desto offneres und freyeres Feld, ungehinderter schmachten, und wirken zu können. Die frische Morgenluft hatte ihr Gesicht mit einer angenehmen Röthe überzogen, die durch ihre ganz weisse Kleidung noch mehr erhöht wurde, und mit dieser kontrastirte. So gefährlich ausgerüstet trat

sie nun vor Wolfgangen, und verschloß dadurch seinen Augen jede andere Aussicht.

Signor, sprach sie, und ergriff schmeichelnd seine Hand, die sie mit ihren beyden fest hielt, auch ich habe Stoff in Menge, mich über ihre so schnelle Entfernung zu beschweren! Auch ich träumte gleich meinem Vater, mir einen längern Genuß ihres angenehmen und lehrreichen Umgangs! Auch ich hoffte, daß sie meinem guten Vater den Verlust eines Sohnes vergessen machen, und seine Stelle bey ihm einnehmen würden! Alle diese reizenden Aussichten sind nun verschwunden. Mein Vater trauert aufs neue, und ich habe keinen Bruder mehr! bey ihnen, lieber Signor, stehts freylich noch immer, unsere Hofnung zu erneuern! Was mein Vater nicht wagen wollte, wage ich als Frauenzimmer mit mehrerer Hoffnung auf sichere Erfüllung! Da vielleicht nicht ein blosses Ungefähr uns hier so unverhoft zusammen führte; da nicht die Gegenwart der freylich reizenden Gräfin meiner Bitte jede Kraft raubt, so wage ich es kühn, sie dringend zu bitten, mit uns zurückzukehren, bey uns zu wohnen, mit unserm ganzen Hause, mit unserer Haabe und Vermögen als Eigenthümer zu befehlen! (seine Hand sanft drückend, und ihm schmachtend ins Auge blickend) Ich werde gewiß alles, was in meinen Kräften steht, anwenden, um ihnen den Aufenthalt bey uns so angenehm als möglich zu machen.

Sie schwieg, und Tiefenthal, der bisher gleich einem Generale, welcher dem tapfern Feind den Kern seiner Truppen entgegen sendet, voll Erwartung da stand, erschrack und erblaßte, als er mit einenmal all seine Hoffnung vernichtet, sich und sein Kriegsherr durch Wolfgangs Antwort total geschlagen sah. Ich bedaure, sprach dieser stammelnd, ich bedaure wirklich von ganzem Herzen, daß ich ihrer gütigen Einladung nicht würdig bin, und solche nicht annehmen kann! Umstände, die ich zu erzählen nicht vermag, zwingen mich, so schnell als möglich diese Gegend ganz zu verlassen. Ich wandle wirklich diese Strasse, um bey Ihnen meine wenige Kleidungsstücke und übrigen Sachen abzuholen, und dann auf immer von hier fortzueilen.

Fräulein Louise wagte einen neuen Angriff. Nun wohl, rief sie aus, so soll ihr Vorsatz auch ganz in Erfüllung gehen! Sie sagten selbst, daß sie zu uns eilten. Um ihre Eilfertigkeit nicht zu hindern, um ihr vielmehr förderlich zu seyn, so nehmen sie Platz in unserm Wagen, ich versichere sie, daß wir recht geschwind unser Schloß erreichen werden. Kommen sie also, Signor, kommen sie! (ihn nach sich ziehend)

Wolfgang. Ich muß — ich kann — ich bitte unterthänigst. Herr von Tiefenthal hatte die Gnade, mir zu versprechen, daß er mir hier

meine Sachen übergeben wollte; ich bitte also recht sehr, recht dringend!

Fräulein Louise. (ihm ins Wort fallend) Nein! nein, Papa, geben sie ihm solche nicht! Signor soll wenigstens nicht in allem seinen Willen haben, er soll uns wenigstens noch einmal besuchen. — Herr von Tiefenthal, der in Wolfgangs entschlossener Miene eine abschlägige Antwort deutlich las, hielt es also fürs beste, sich in guter Ordnung zu retiriren, und auf der Retirade wenigstens noch einige Beute zu machen.

Was hilft dieß alles, sprach er zu Louisen, wenn Signor nicht gutwillig uns die Ehre ihres Besuchs gönnen wollen, so haben wir kein Recht, ihn dazu zu zwingen. Hier ist das Paquet in welchem alle ihre Sachen befindlich sind. Mein Bedienter wird es ihnen bis zu der Gräfin ihrem Schlosse nachtragen; denn daß sie, wie sie zwar zu versichern belieben, diese Gegend zu verlassen gesonnen siud, glaube ich nun einmal nicht.

Wolfgang. Der Ausgang wird sie davon überzeugen. Meine Sachen werde ich daher selbst tragen.

Tiefenthal. Sie sind Herr ihrer Handlungen. Ich thats der Schicklichkeit wegen, doch da diese ihrer Absicht vielleicht hinderlich ist, so stehe ich ganz davon ab, (er übergab ihm das Paquet). Sie werden alles darinn finden, was sie bey mir hinterliessen. Meine Tochter hat sich unterstanden,

einige Kleinigkeiten, von ihrer eigenen Hand verfertigt, beyzulegen; ich hoffe, daß sie solche nicht verschmähen werden.

Wolfgang. (mit dem Paquet unter dem Arm) Gewiß nicht! Ich danke ihnen auch für alles, was sie mir thaten, und noch thun wollten. Wäre es möglich, so wäre ich der größte Thor, wenn ich ihr Anerbieten nicht annehmen wollte, aber so — — — Sie wissen vielleicht alles! —

Louise. (äusserst schmeichelnd) Signor, kommen sie mit uns!

Tiefenthal. Laß dieß, meine Tochter! Signor hat sich ja deulich genug erklärt. Unmöglichkeiten muß man nicht fordern, unmögliche Hoffnung nicht länger hegen. Leben sie wohl, Signor! Gerne — — doch jeder Wunsch sey von nun an unterdrückt! Nur eine Bitte habe ich noch an sie zu thun, und dieser Gewährung hoffe ich zuversichtlich. Schenken sie mir wenigstens ein kleines Andenken!

Wolfgang. Fodern sie! Was in meinem Vermögen steht, will ich unbedingt ihnen geben.

Tiefenthal. Geben sie mir diese zwey Steine, welche sie hier in ihren Händen halten.

Wolfgang, welcher erst jetzt bemerkte, daß er diese ergriffene Gegenwehr immer noch halte rief voller Verwunderung aus: Wie? Diese zwey Steine?

Tiefenthal. Ja, Signor, sie sollen mir zum

Andenken dienen. Immer will ich an sie denken, wenn ich sie ansehe!

Fräul. Louise. Auch ich will sie öfters ansehen, und mich dabey ihres eben so harten Herzens erinnern.

Tiefenthal. Und wollen sie mir auch dieß kleine, ihnen so wenig kostende Andenken abschlagen?

Wolfgang. (voll Erstaunen ihm die Steine reichend) Wenns wirklich ihr Ernst, und nicht, wie ich immer noch vermuthe, ihr Scherz ist, so stehen sie ihnen mit dem herzlichsten Wunsche zu Diensten, daß ich sie gerne in Gold verwandeln möchte, um diesem äusserst geringen Andenken in ihren Augen wenigstens einigen Werth zu geben!

Tiefenthal nahm diese Steine mit Dank und mit Vergnügen an, und flüsterte seiner Tochter, indem er sie in den Wagen hob, zu: auch solch ein Andenken zu fodern, Fräulein Louise erfüllte ihres Vaters Befehl, und der immer mehr erstaunende Wolfgang eilte sogleich ihren Wunsch zu befriedigen! Es hatte eben geregnet, und um Louisens Hände nicht mit Koth zu beflecken, suchte er einige reine Kieselsteine, die er ihr mit dem Wunsche überreichte, daß sie zu Edelgesteinen werden möchten, um ihr schönes Haupt und Haar damit zu zieren. Louise empfieng das Geschenk und den Wunsch mit gleichem Dank, und Tiefenthal wiederholte nochmals seine Bedaurung, daß

er so bald, so schnell, so unverhofft von seinem neuen Freunde getrennt werden sollte.

Doch da Wolfgang auf alles nur mit stummen Achselzucken antwortete, so blieb ihm weiter nichts übrig, als seinen Gutscher zum Fortfahren zu ermahnen. Dieser gab seinen Pferden einen Hieb, und die Gutsche verschwand bald aus Wolfgangs Augen. Froh wie ein armer Sünder, der auf dem Richtplatze Gnade erhält, und nun ohne Fesseln und Bande einher wandeln kann, schöpfte Wolfgang freyen Athem, trat seitwärts ins Gesträuch, und fieng an sein erhaltenes Päckchen auszupacken. Er fand darinn die Erfüllung seiner Wünsche, seine Savoyarden-Jacke, seinen Paß, nebenbey auch einige weisse Wäsche, und endlich Fräulein Louisens Portrait, sehr schön en Miniatur gemahlt, mit Perlen gefaßt, und mit goldenen Blumen geziert. Voll Wohlbehagen blickte er dem sanften Mädchen ins Gesicht, die freundlich ihn anlächelte, und nach ihm zu schmachten schien. Als er aber überlegte, daß sie ganz gewiß auch eine Tochter des Zauberers sey, der ihn verfolge, so warf er es weit von sich, und fing an sich umzukleiden. Bald stand er wieder als Savoyarde da, mit seinen Hecheln und Mausfallen auf dem Rücken, und dankte inbrünstig seinem Schöpfer, daß er ihn so glücklich noch aus der drohenden Gefahr errettet habe. Seine vorige Kleidung warf er ebenfalls in einen Strauch, den Goldbeutel aber,

den er darin fand, verbarg er ungeachtet der Vorwürfe, die ihm sein Gewissen darüber machte, in seine Jacke, weil er dieser in seinen Augen so großen Summe, womit ihn freylich der Zauberer absichtlich zu locken schien, unmöglich entsagen konnte.

Munter und fröhlich stieg er jetzt den Berg hinan, und sah von der Höhe desselben links im Thale ein Dorf liegen, welches dem Ansehen nach ganz von demjenigen unterschieden war, in welchem man ihn gestern gefänglich angehalten hatte. Der Hunger plagte ihn schon vorher, und vermehrte sich also beym Anblicke der rauchenden Schorsteine noch um ein großes. Er beschloß ohne weiters darauf loszugehen, dort ihn zu stillen, und dann seinen Weg nach Sachsen fortzusetzen. Ein nicht gar breiter, aber angenehmer, mit jungen Buchen bedeckter Weg gieng hier links von der Landstrasse ab, und schien dem Dorfe sich schlangenförmig zu nähern; er wanderte darauf fort, und glaubte das Dorf schon bald erreicht zu haben, als er auf einmal mitten unter hohen Felsen sich befand, die ihm allen Ausweg verschlossen. Rund herum starrend, hoffend und fürchtend, hörte er ein Geräusch, blickte um sich, und die zauberische Gräfin stand als Bauernmädchen gerade vor ihm.

Das Mädchen. Bist du endlich doch da, lieber Savoyarde? Schon zweifelte ich, dich je hier zu sehen. Dank seys meinem Herzen, das mir heute im Voraus einen glücklichen Ausgang

prophezeyte, und mich mit Gewalt hieher zog. Schon länger als einen Monat suche ich dich täglich hier. Schon reuten mich oft die Stunden, in welchen ich dir vergebens entgegen harrte; aber nun, da ich dich endlich doch finde, nun reuen sie mich nicht mehr. Sey mir willkommen! (sie reichte ihm ihre weisse Hand) Du bist hübsch, du gefällst mir! Nun! willst du meine Hand nicht annehmen.

Wolfgang. (auf seine Knie fallend, die Hände zu ihr aufhebend) Zauberin, ich beschwöre dich, laß ab von mir! laß mich meine Strasse in Ruhe und Frieden wandeln!

Mädchen. Wie du so schön bitten kannst! Gern gewährte ich dir deine erste Bitte, wenn sie nicht ganz meiner Absicht entgegen wäre. Dich recht lange bey uns zu behalten, mit dir überall hinzugehen, dir auf den einsamen Spatziergängen die Zeit zu vertreiben, dich zu warten und zu pflegen, diß ist meine Absicht.

Wolfgang. Ich danke dir für alles, was du mir anbietest; herzlich danke ich dir! Aber du wirst diesen Dank noch weit stärker, noch weit kräftiger erhalten, wenn du mich ungehindert fortwandeln läßt.

Mädchen. Du garstiger Mann du! So gefalle ich dir also nicht? So willst du nicht bey mir bleiben? O sorge dich nicht! Ich kenne dich besser! Du sollst mir nicht entkommen.

Wolfgang. Da! (seinen Geldbeutel hervorsuchend) Da nimm alles, was ich habe, was mich vielleicht noch an meiner Flucht verhindern kann. Nimms, laß mich ruhig ziehen!

Indeß das Mädchen den Beutel öffnete, und über das schöne, blanke Gold und Silber seine Freude äusserte, benutzte Wolfgang die günstigen Augenblicke, und kletterte vor Angst und Furcht getrieben, die Felsen hinauf; als endlich das Mädchen dem Geber danken wollte, und ihn schon fern von sich erblickte, folgte sie ihm eilend nach, So warte doch, lieber Savoyarde, so warte doch, ich habe dir noch mehr zu sagen! Du mußt mit mir gehen! So rief sie ihm immer folgend nach; denn schneller kann das Bellen der Jagdhunde den aufgeschreckten Haasen nicht vorwärts jagen, als dieser Zuruf den fliehenden Wolfgang. Er überhüpfte die Felsen, gewann bald die Anhöhe, und stürzte sich unaufhaltsam den Berg hinab. Ihm folgte in immer weiterer Entfernung das athemlose Mädchen.

Zweyter Abschnitt.

Da es vielleicht noch lange dauern kann, ehe das arme Mädchen den Fliehenden einholt; da es überdieß wahrscheinlich ist, daß es ihn im dicken Gestrippe, wo er sich jetzt befindet, ganz verliert; so will ich indeß meinen Lesern, um ihnen die Zeit zu vertreiben, eine andere Geschichte erzählen, die freylich hier, dem ersten Blicke nach, ganz am unrechten Orte steht, die sich aber wie jede andere Geschichte in der Welt lesen und anhören läßt, und die noch überdieß einen besondern Vorzug besitzt, den meine Leser am Ende derselben ganz wohl einsehen werden.

Ungefähr zehen Jahre zuvor, ehe sich die Geschichte mit meinem armen Savoyarden zutrug, lebte in der Gegend des Fichtelbergs ein junger, starker Dorfwirth, der in seiner Jugend als Fleischhacker in vielen fremden Ländern herumgewandert war, und nach dem Tode seines Vaters heimkehrte, um dessen Wirthshaus, auf welchem sich letzterer ehrlich und redlich genährt hatte, als Erbe und Eigenthümer anzutreten. Er nahm sich ein junges, hübsches Weib, lebte mit ihr lustig und

guter Dinge; that den ganzen Tag weiter nichts, als daß er der Kellerin pfiff, wenn seine Gäste Bier foderten, und nebenbey wacker mit ihnen zechte. Seine Feldwirthschaft überließ er Miethlingen, und sah sein Getraide und sein Vieh nie eher, als bis er es nach der Stadt zum Verkauf führte, und bey dieser Gelegenheit sich dort einen tüchtigen Rausch antrank. Daß solch eine Wirthschaft nicht lange dauern konnte, daß aus ihr nichts anders als Schulden, aus den Schulden Mahnung, aus der vergeblichen Mahnung Klagen, aus den Klagen Abschätzung und Verkauf seiner Wirthschaft erfolgen mußte, werden meine wirthschaftsverständigen Leser bereits als gewiß vorausgesehen haben; ich brauche also zum Unterricht und Warnung der Unverständigen nur noch hinzusetzen, daß ihre Vermuthung nach drey Jahren richtig eintraf. Ausgepfändet an Haab und Gut, von vielen noch unbefriedigten Gläubigern gedrängt und verfolgt, schnitt Jakob, so hieß dieser liederliche Wirth, sich einen Stock von dem nächsten Strauche ab, und wanderte mit diesem letzten Erbtheile von seines Vaters Haabe wieder fort in die weite Welt. Sein Weib und Kind ließ er seinen Gläubigern indeß zum Unterpfande, und diese waren wirklich so barmherzig, beyden Unterhalt und Brod zu verschaffen.

Jeder Arbeit entwöhnt, des Essens und Trinkens bedürftig, bettelte er sich als Pilgrim bis

nach Italien, und lachte der Thoren, die ihn als einen Ketzer, aus frommen Eifer mit reichlichen Allmosen in seiner heiligen Absicht unterstützten. Ehe er noch Rom erreichte, gerieth er mit einigen Banditen, die eben des Jubiläums wegen den nämlichen Weg zogen, in Bekanntschaft. Die Fähigkeiten des Mannes, seine Stärke, sein Muth, seine Unerschrockenheit bewogen diese, ihn in ihre Geheimnisse einzuweyhen, und als Mitglied anzunehmen.

Jakob wurde bald einer der fürchterlichsten und gefährlichsten Banditen Italiens. So kaltblütig, so entschlossen wie er, mordete keiner, und was allen oft zu gefährlich schien, unternahm er, und führte es stets glücklich aus. Durch diese große Thaten wurde er unter allen seinen Mitbrüdern bekannt und berühmt, und wo in irgend einer Stadt eine zu gefährliche Unternehmung bestellt wurde, da verschrieb man den deutschen Jakob, der jedesmal gegen doppelte Bezahlung zur Vermehrung seines Ruhms die That begann und ausführte.

Kein Wunder war es also, daß er sich, ungeachtet er stets in Wonne und Freude lebte, ein hübsches Kapitälchen sammelte und als alle Sbirren, durch seine vielfältigen Morde geschreckt, ihm auflauerte; als die Beschreibung von seiner Person in ganz Italien zirkulirte; so beschloß er, dem Wetter, das ihm drohte, auszuweichen, und in-

deß, bis sich der Sturm wieder lege, nach Teutschland und in seine Heimath zurückzukehren.

Nach sieben langen Jahren, als sein Weib sich schon satt um ihn geweint hatte, als Nachbarn und Bekannte ihn nie mehr zu sehen hofften, langte er, gekleidet wie der wohlhabendste Fleischhacker seiner Gegend, mit einem schönen Wagen, und zwey noch schönern Pferden in der Schenke seines Dorfs an. Alle Einwohner desselben versammelten sich bald um ihn, staunten seine schönen Kleider und Sachen an, beneideten sein Weib, die sie kurz zuvor bemitleidet hatten, und waren ganz vor Verwunderung erstarrt, als der stolzirende Jakob einen großen Sack voll Zechinen vor ihren Augen auf den Tisch schüttete, seine noch unbefriedigten Gläubiger zu sich rief, und Kapital samt Interesse mit freundlichem Danke bezahlte. Die ganze Gegend erscholl bald von Jakobs Ankunft und großem Glücke; alles staunte, alles forschte: wo und wie er dazu gelangt wäre? Keiner konnte Auskunft geben, weil Jakob selbst jede dahin zielende Frage mit einem mystischen Lächeln und noch geheimnißvollern Achselzucken beantwortete. Oft, wenn er so seinen vorigen Freunden und Gevattern großmüthig die Zeche zahlte, und sie zu einer neuen ermunterte, da quälten sie ihn um Erzählung seiner Geschäfte, und seines Glücks; und als einst ein benachbarter Dorfwirth stärker als alle in ihn drang, und ihm geradezu sagte:

daß er das viele Geld vielleicht gar gestohlen haben könne; so beschloß er weislich, diesen gefährlichen Mann von der nur allzuwahren Spur ab, und auf eine für ihn minder gefährliche zu leiten. — Dir, Gevatter, sagte er, will ich, um dir dein loses Maul zu stopfen, meine ganze Geschichte, die ich noch keinem entdeckte, erzählen — Du kannst vielleicht einst den größten Vortheil daraus schöpfen, und wirst dann mir danken, daß ich dir Böses mit Gutem vergolten habe. Komm morgen früh zu mir, dann sollst du zu deiner Beschämung alles erfahren.

Der neugierige Gevatter stellte sich des andern Tages richtig bey Jakoben ein, und bat erst um Vergebung seines unvorsichtigen, gestrigen Geschwätzes, und dann um Erfüllung des geleisteten Versprechens. — Halten will und werde ich es als Mann, sagte Jakob, wenn du mir vorher zwey Bedingungen zu erfüllen gelobst.

Gevatter. Ich gelobe und beschwöre alles im Voraus.

Jakob. Du mußt keinem Menschen wieder erzählen, was ich dir zu entdecken Willens bin.

Gevatter. Ich schwöre!

Jakob. Du mußt, durch meine Erzählung von der Unwahrheit deines ehrenschänderischen Geschwätzes überzeugt, solches heute noch in der Schenke widerrufen, und allen Gegenwärtigen zuschwören: daß du von der redlichen und recht,

schaffenen Art, womit ich mein Vermögen erworben, nun völlig überzeugt seyest.

Gevatter. Ich wills, ich wills; erzähle nur.

Jakob begann nun folgende Geschichte, die er sich schon längst in seinem Kopfe ausstudirt hatte, und deren Inhalt aus einer ganzen Reihe von Lügen bestand, welche meine Leser nach meiner vorigen ähnlichen Erzählung am besten zu prüfen im Stande sind.

Gevatter, fieng er an, du wirst dich erinnern, daß in unsere Gegend öfters Leute aus Welschland kommen, welche theils mit Mäusefallen und Hecheln handeln, theils Murmelthiere tanzen lassen; du wirst auch wissen, daß diese Leute sich unter diesem Vorwand auf unsern Fichtelberg schleichen, dort durch ihre große Kenntnisse und besonderen Künste sich viele verborgene Schätze ausgraben, dann mit den größten Reichthümern beladen nach Hause ziehen, und uns dumme Teutsche derb auslachen.

Gevatter. Das weiß ich allerdings sehr gut. Habe auch wirklich selbst schon einige hier herum schleichen sehen; mein Vater lebte damals noch, und gieng eben mit mir, als wir ihnen begegneten, aufs Feld. Er erzählte mir dann, daß zu seinem Vater einmal ein solcher welscher Hechelmann gesagt hätte: wir wären recht dumme Leute, daß wir die hier verborgenen und überall herum liegenden Schätze nicht besser benutzten. Oft,

hatte er hinzugesetzt, wirft bey euch ein Hirte mit einem Steine nach der Kuh, der zweymal so viel werth ist, als die Kuh selbst. Mein Großvater bat den Fremden, ihn doch die Kunst zu lehren. Dieser bestellte ihn auch den andern Tag zu sich auf einen Felsen; wie aber mein Großvater hin kam, so stand ein großmächtiger, schwarzer Ziegenbock oben, und der gute Mann lief aus Angst und Schrecken wieder nach Hause, und konnte sich lange Zeit nicht erholen.

Jakob. Ist mir herzlich lieb, daß du von allem schon unterrichtet bist, und ich also in meiner Geschichte ohne Umschweife fortfahren kann. Als ich noch hier im Dorfe Schenkwirth war, trat auch einmal ein solcher Welscher in mein Zimmer. Er klagte über eine heftige Kolik, und bat um Herberge. Ich erbarmte mich seiner, und ließ es ihm aus wahrer christlichen Liebe an nichts mangeln. Sechs Wochen lag er in meinem Hause krank, und wurde unentgeldlich von mir verpflegt. Als er gesund war, zog er dankend weiter. Ich werde es euch nie vergessen, was ihr an mir gethan habt; sagte er beym Abschiede: sollte es euch einst in Teutschland nicht gut gehen, so kommt nach Rom. Besucht alsdann die Peterskirche, dort werden wir uns sicher treffen, und dann solls mir ein Fest seyn, euch auch zu bewirthen und zu ernähren. — Ich lachte über diese seltsame Einladung; als mir aber meine Gläubiger Haus

und Hof verkauften, und mich immer mehr quälten, da dachte ich oft daran, und weil ich hier nichts mehr zu verlieren hatte, so beschloß ich zu untersuchen: wie viel ich dieser Einladung trauen könnte.

Ich bettelte mich nach Rom, besuchte die Peterskirche alle Tage, und fand den Welschen nie dort. Schon hatte ich seine Zusage ganz vergessen, und gieng unweit davon durch eine breite Gasse, in welcher ich die Vorübergehenden um ein Allmosen ansprach. Ein Herr sah aus einem großen Pallast zum Fenster heraus, und als ich diesen auch in deutscher Sprache anbettelte, so winkte er mir, und schickte sogleich einen Bedienten herab, der mich zu ihm führen mußte. Ich gieng durch viele prächtige Zimmer, deren Glanz und Schönheit mich ganz verblendete, und kam endlich in ein Kabinet, wo ein Herr in einem brokatnen Schlafrock, auf einem Kanapee saß, und aus einer goldenen Dose Taback schnupfte. Er befahl dem Bedienten, mir einen Sessel zu reichen, und sich dann zu entfernen. Setzt euch, sagte der Herr jetzt, setzt euch, guter Jakob. Ihr werdet von der weiten Reise sehr müde seyn! Was macht euer Weib? Wie befinden sich eure Kinder? Ich stand nach dieser Anrede ganz erstaunt da, und konnte gar nicht begreifen, wie's möglich sey, daß ein so vornehmer Herr zu Rom mich, mein Weib und meine Kinder kennen sollte.

Der gute Herr merkte meine Verwunderung, und fragte mich lächelnd wieder: ob ich ihn denn nicht kenne? Nein, sagte ich zitternd, ich kenne Euer Excellenz nicht. Ohne ein Wort weiter zu reden, stand er auf, und gieng hinaus. Ich hatte indeß Gelegenheit das Kabinet zu betrachten; alles strotzte von Gold und Silber; überall standen goldene und silberne Gefässe, und ich kam mehr als einmal in Versuchung, wenigstens eines davon einzustecken.

Ungefähr nach einer Viertelstunde öffnete sich die Thüre wieder, und der arme Hechelmann, den ich einst beherbergte, und jetzt in Rom so lange vergebens gesucht hatte, trat in der nämlichen Kleidung, in welcher er bey mir war, mit Hecheln und Mäusefallen auf dem Rücken zu mir herein. Kauft Hecheln! kauft Mäusefallen! rief er und gieng immer dabey um mich herum! Nun, sagte er endlich, wie ich ihn immer schweigend anstarrte, kennst du mich denn noch nicht? — Dich kenne ich wohl, antwortete ich, aber wie du hieher kommst? Wie du in diesem Zimmer dich unterstehen darfst, so zu schreyen und herumzuspringen? dieß ist eine Frage, die ich mit Hilfe meiner ganzen Vernunft mir nicht beantworten kann. — Die ich dir aber, erwiederte er, einleuchtend erklären will!

Darauf fieng er sogleich an, sich auszuziehen, warf sein falsches Haar, das er auf dem Kopf hatte,

hatte, von sich, lief einen Augenblick hinaus, und kam in seinem goldstoffnen Schlafrock wieder herein. Kennst du mich nun völlig? sagte er: Glaubst du nun, daß ich und der Mäusefallenkrämer eine Person sind? Ich glaube es, antwortete ich, weil mich meine Augen überzeugten, obgleich meine Vernunft sie immer noch Lügen strafen will! Sollst es bald auch so klar, wie deine Augen einsehen, fiel er mir ins Wort, setz dich neben mir! setz dich! mach keine Komplimente, und höre mich geduldig an. Deine Barmherzigkeit, die du dazumal so uneigennützig an mir ausübtest, verdient nicht allein Belohnung, sondern auch Vertrauen. Mit dem vollen Maaße, mit welchem ich dir jetzt das letztere schenke, soll auch das erstere abgemessen werden.

Ich stamme, fuhr er nun fort, aus einem armen, aber sehr alten, und einst in großem Ansehen gestandenen adelichen Geschlechte Italiens. Mein Vater diente aus Mangel dem Pabste als Offizier, und hinterließ mich, als er starb, ohne Geld, ohne Hilfe, ohne Aussicht. Ich schäme mich nicht, dirs zu gestehen, daß ich einst wie du, in den Strassen Roms Allmosen sammelte, und als ein armer, hilfloser Student bey den Kapuzinern mich durch einige Jahre mit ihrer Bettelsuppe nährte. Als ich einst hungrig und durstig die Vorübergehenden spät am Abend um ein Allmosen anbettelte, begegnete mir ein alter, eisgrauer Mann mit einem

Knotenstock und einer kleinen Laterne in der Hand; er leuchtete mir damit ins Gesicht, untersuchte solches genau und befahl mir endlich ganz trotzig, ihm zu folgen. Ich würde zu sehr von dem Zweck meiner Erzählung abweichen müssen, wenn ich dir alles erzählen wollte; wie dieser seltsame Mann nach und nach mich lieb gewann, mir alles nothwendige reichte, mich in allen Wissenschaften unterrichten ließ, und endlich gar in seiner Wohnung aufnahm. Kurz, er wurde mein Vater; ihm habe ich alle meine Kenntnisse, allen meinen Reichthum zu danken. Denn, als er immer älter und schwächer wurde, so unterrichtete er mich in der zwar seltenen, aber doch in Italien nicht ganz vergessenen Kunst: wie man verborgene Schätze in der Erde entdeckten, und oft in den schlechtesten Steinen die schönsten Edelgesteine finden könne. Da er stets nach höhern Wissenschaften geitzte, und den ewigen Lebensbalsam noch zu erfinden hoffte, so hatte er sich dieses herrlichen Mittels, um ohne Mühe und Sorge reich zu werden, nur selten und im Nothfall bedient. Er starb, ohne seinen Endzweck erreicht zu haben, und hinterließ mir ausser seinen Schriften und Instrumenten nur etwas weniges Geld. Mit diesem beschloß ich sogleich die Welt zu durchwandern, und durch Hilfe der erlernten Kunst große Schätze zu sammeln, und dann unabhängig und vergnügt meine Tage zu durchleben. Aus

meines Pflegvaters Schriften ersah ich deutlich, daß die größten Schätze der Erde in dem Innern des deutschen Fichtelbergs verborgen lägen; daß dieser Berg mit den prächtigsten Edelgesteinen gleichsam besäet, und daß es äusserst leicht sey, wenn man anders sich der gesetzten Zeit und Stunde bediene, sich eines Theils dieser Schätze zu bemächtigen. Nach dem Beyspiele vieler andern Kenner, die, wie das Buch erzählte, schon dort Reichthümer gesammelt hatten, zog ich als Hechel- und Mäusefallenkrämer nach dem Fichtelberge. Ich kehrte bey dir ein, und hätte bald, ohne meine Absicht erreicht zu haben, mein Leben in einer gefährlichen Krankheit bey dir geendigt.

Vergelten werde ich dirs jetzt, daß du damals Barmherzigkeit an mir ausübtest, und mich so lange unentgeldlich beherbergtest und pflegtest. Ohne deine Hilfe würde ich elend gestorben seyn; denn meine Krankheit war äusserst hartnäckig, ich mußte all meine Kunst anwenden, um mein Leben zu retten. Gern hätte ich beym Abschiede schon dein gutes Herz reichlich belohnt, denn ich hatte damals schon große Schätze in meiner Gewalt; aber ich fürchtete Aufsehen zu erregen, mir und meinen Nachfolgern zu schaden, und beschloß daher weislich die Belohnung auf gelegenere Zeit zu ersparen. Ohne mehr als gemeinen Scharfsinn zu bedürfen, sah ich wohl ein, daß deine Wirthschaft elend gehe, daß deine Dienstboten dich bestehlen, und deine

Gläubiger dich bald von Haus und Hof jagen würden. Deswegen lud ich dich bey meinem Abschiede nach Rom ein, in der Hoffnung dich dort und ohne Aufsehen belohnen zu können. Mein Wunsch ist nun erfüllt! bleibe bey mir! vergiß das undankbare Teutschland, und laß dirs hier wohl seyn. Du sollst an allem Überfluß haben, und dir soll nichts mehr mangeln.

Der gute Herr Marquis hielt auch Wort. Ich wohnte in seinem Pallaste, ich gieng mit ihm auf seine Landgüter; ich wurde sein Stallmeister und sein Liebling. Wer etwas bey ihm suchte, der wandte sich an mich, und wem ich mein Vorwort verlieh, der wurde gewiß erhört. Du kannst dir leicht denken, daß mir dieß Leben herrlich behagte, ich hatte stets Geld vollauf, wie Heu, und suchte nur immer Gelegenheit, es wieder an Mann zu bringen. Zu meiner Schande muß ich dir auch gestehen, daß ich in diesem ewigen Taumel alles dessen, was ich im Vaterlande zurückgelassen, vergaß, und Jahre lang nicht an mein Weib und an meine Kinder dachte. Endlich aber, als ich des ewigen Trinkens und Spielens doch müde ward, als ich anfieng mit meinem Gelde räthlicher umzugehen, da dachte ich oft auch an meine armen Kinder, an mein verlassenes Weib. Mir quoll dann jeder Bissen im Munde; und ich war oft nicht vermögend, meinem Wohlthäter meine Thränen zu verbergen.

Er forschte mehr als einmal nach der Ursache derselben, und als ich ihm endlich meinen Kummer entdeckte, versprach er sogleich, ihn zu mindern. Ich sehe, sagte er, du hast das Heimweh bekommen. Ich kann dirs nicht verargen, weil ich auch in der Fremde war, und am besten weiß, wie sehr man sich oft nach der vaterländischen Gegend sehnt. Ich habe dich lieb; ich wünsche dich stets bey mir zu haben; aber eben weil ich dich nur glücklich zu sehen wünsche, will ich gerne mein Vergnügen dem deinigen aufopfern. Komm morgen früh um die nämliche Stunde zu mir: ich will indeß dafür sorgen daß du auch in Teutschland nie mehr Mangel fühlen sollst. Ich gieng, und kein Tag ist mir in meinem Leben so lang vorgekommen, als dieser! Ich konnte vor Freude, daß ich nun bald mein Weib und meine Kinder wieder sehen sollte, nicht essen, nicht schlafen; noch vor der bestimmten Stunde war ich bey dem Marquis. Ich fand ihn mit seinem ältesten Sohne in einem tiefen Gespräche begriffen. — Bist du schon da? rief er mir lächelnd entgegen! Deine Eilfertigkeit beweist deutlich, daß ich mich in meiner gestrigen Muthmassung nicht betrogen. Ziehe im Frieden, und damit dirs nie in Teutschland an etwas mangle, so nimm diesen Geldsack mit dir. Er enthält achttausend Zechinen, ich hoffe, daß diese hinreichend seyn werden, dich und deine Kinder anständig zu ernähren.

Ihr könnt leicht denken, Gevatter, wie ich über so ein großes Geschenk erschrack; ich konnte nicht sprechen, warf mich meinem Wohlthäter zu Füssen, weinte und wußte nicht, wie ich meine Dankbarkeit ausdrücken sollte. Der gute Alte hob mich liebreich auf, und versicherte mich nochmals, daß er nie aufhören würde, mein Freund zu seyn; daß ich kühn wiederkehren sollte, wenn ich durch irgend einen Infall wieder in dürftige Umstände versetzt würde. — Dafür, fieng nun der junge Marquis zu reden an, dafür aber, lieber Jakob, fodere ich auch einen kleinen Gegendienst. Ich muß, so hat mir heute mein Vater entdeckt, bald auch nach Teutschland reisen, und euer Vaterland besuchen. Noch liegen dort viele Reichthümer und Schätze verborgen, die wir zur Vergrösserung des Glanzes unserer Familie bedürfen! Auch ich werde in der Gestalt eines Hechelkrämers bey euch erscheinen, und diese Schätze heben. Sollte nun dort ein Unglück mich treffen, so sey du, der Wohlthaten meines Vaters eingedenk, mein Retter, und ich wills deinen Kindern eben so lohnen.

Lieber, theurer Sohn meines größten Wohlthäters, rief ich entzückt aus, kehre sobald du kommst, in meinem Dorf, in meinem Hause ein, ich will deiner pflegen und warten, wie des Apfels meines Auges; ich will dich auf jedem Wege geleiten, und unverletzt dem Vater wieder in die Arme führen.

Dank für deine gute Gesinnung, fiel mir der Alte ins Wort, tausend Dank dafür; aber mein Sohn kann sie nicht benutzen. Er darf auf seiner ganzen Wanderschaft bey keinem Freunde, bey keinem Bekannten einkehren, sonst würde der Entzweck seiner Reise verloren seyn, Du kannst ihm also selbst keinen Dienst, keine Gefälligkeit erweisen; aber von deiner Dankbarkeit erwarte ichs, daß du andere gutherzige Leute deiner Nachbarschaft zu Gefälligkeiten gegen ihn vorbereitest, und den Haß minderst, den die meisten deiner Landsleute gegen uns Italiener hegen. Suche ihnen nur begreiflich zu machen, daß Fremde oft einen schlechten Dienst tausendfach belohnen können, und wisse, daß wir verbunden sind, es wirklich zu thun! Dein eigenes Beyspiel muß dich von der Wahrheit meiner Rede überzeugen! Du wirst unstreitig, fuhr er fort, einige deiner Landsleute kennen, wirst erfahren haben, welcher Herz bieder und gut, auch wohlthätig gegen Arme ist. Nenne sie meinem Sohne, damit er in der Zeit der Noth bey ihnen Schutz und Herberge suche; und damit ich das größte Vergnügen meines Lebens geniesse, ihn wieder gesund in meine Arme schliessen zu können. Ich gelobte und versprach nun alles und nannte ihm alle, von denen ich glauben könnte, daß sie ihm hilfreiche Hand leisten würden. Er zeichnete ihre Namen sorgfältig in seine Schreibtafel. Unter denen, die ich nannte, stan-

dest du, Gevatter, oben an, und er versprach sogleich, bey dir einzukehren.

Gevatter. Wie? Wärs möglich? Du hättest damals schon an mich gedacht? Du wolltest meines Glücks Schmid werden? O goldner Gevatter! bezahle dirs Gott — — —

Jakob. Unterbrich mich nicht, bis ich geendigt habe! alsdann erwarte ich allerdings Abbitte und Ehrenerklärung!

Gevatter. Beydes soll dir in vollem Maaße werden, erzähle nur weiter!

Jakob. Ich mußte endlich die strengste Verschwiegenheit geloben. Ich mußte schwören, daß ich niemanden die Reise des jungen Marquis entdecken wollte, weil sonst gewinnsüchtige Leute in Menge sich finden würden, die ihm Wohlthaten aus Absichten erzeigten, und so seine hier gesammelten Reichthümer zur Bezahlung dieser Schuld nicht zureichen würden. Urtheilt nur selbst, Gevatter, wie viel Ueberwindung es mich gekostet hat, meinen größten Wohlthäter gleichsam zu verrathen, und meineidig an ihm zu werden. Hättet ihr gestern meine Ehre nicht so öffentlich und so nachdrücklich angegriffen, hätte ich nicht vermuthet, daß euer loses Maul mich noch vor Gericht bringen könnte, wo ich alsdann vielleicht gezwungen würde, alles zu bekennen, so würde der größte Schatz in der Welt nicht vermögend gewesen seyn, mich zum Plaudern zu bringen. Seyd aber jetzt

auch dankbar, und gelobt mir gegenseitige, strenge Verschwiegenheit! Benutzt es zu euerm Besten, aber schadet durch unvorsichtiges Plaudern nicht mir oder meinem Wohlthäter.

Gevatter. Verkrummen und verlahmen will ich, wenn je ein Wort über meine Lippen kommt! Und sterben will ich eines jähen Todes, wenn ich nicht heute noch, euch in der Schenke förmlich Abbitte leiste, und vor allen erkläre, daß ihr auf die redlichste, rechtschaffenste Art euer Vermögen erworben habt. Jetzt sagt mir aber nur: wann der junge Herr kommt, und wie ich ihn empfangen soll?

Jakob. Seine Ankunft hängt nicht von ihm, sondern von dem Gestirne ab. Er muß sich nach diesem richten, um sein Unternehmen glücklich ausführen zu können. Vielleicht ist er jetzt schon auf der Reise; vielleicht kommt er erst in ein paar Jahren.

Gevatter. Aber gewiß und sicher kommt er doch einmal?

Jakob. Ganz gewiß, darauf könnt ihr zählen und fussen, und je besser ihr ihn empfangt, je mehr Wohlthaten ihr ihm erweist, desto größer wird euer Lohn seyn.

Der befriedigte Neugierige schied nun voller Freude, und baute sich schon Schlösser in der Luft. Der listige Jakob lachte seiner, und war froh, daß er ihn so weidlich hinters Licht geführt

und nun seines Raubes in Ruhe geniessen könne. Die herrlichen Aussichten, welche sich Jakobs Gevatter nun unaufhörlich träumte, machten ihn oft tiefsinnig und gedankenvoll; er arbeitete nicht mehr so fleißig, und saß am liebsten in irgend einem Winkel, wo er ungestört sich mit seinem künftigen Glücke beschäftigen konnte. Seiner Frau fiel dies ungewöhnliche Betragen ihres Mannes auf, sie beschloß, die Ursache desselben zu erforschen. Wer Weibersinn kennt, dem wirds einleuchtend seyn, wie unabläßig, wie unermüdet sie ihren Mann deswegen plagte. Wer es weiß, und vielleicht erfahren hat, wie stark in gewissen Stunden oft das Weib, wie schwach hingegen der Mann ist, der wirds auch schon im Voraus prophezeyhen, daß sie ihre Absicht endlich doch erreichte, und in kurzem die Mitbewahrerin des Geheimnisses wurde.

Nichts drückt und preßt so sehr mancher Herzen, als ein Geheimniß. Jeder schwache und verdienstlose Mensch wünscht sich wichtig zu machen, und diese Absicht wird am leichtesten dadurch erreicht, wenn man mit einem großen Geheimnisse prahlen, und es endlich entdecken kann. Anna, so hieß des tiefsinnigen Wirths Ehegenossin, hatte kaum Abends im vertraulichen Ehebette alles von ihrem Manne erfahren, als sie früh morgens schon ihre Haar glatt kämmte, ihren Sonntagsrock anzog, und aufs Schloß ihres Grundherrn eilte. Sie hatte durch sechs Jahre dort als Kü=

chenmagd treu und ehrlich gedient, wurde aus dieser Ursache immer noch gerne gesehen, und hoffte mit dem Geheimnisse auf der Zunge sich allda ein weit stärkeres und größeres Ansehen zu erwerben. Sie drang aus der Küche bis ins Vorzimmer, aus dem Vorzimmer bis zur gnädigen Fräulein, und wurde von dieser zum gnädigen Papa, welches der Herr von Tiefenthal war, förmlich eingeführt. Als nun dieser von ihrer wichtigen Miene auf die Wichtigkeit ihres Geheimnisses schloß, sehr höflich mit ihr sprach, und ihr endlich gar einen Stuhl bot, da lösste sich Annens Zunge, und der Herr von Tiefenthal erfuhr noch an diesem Morgen das ganze Geheimniß. Auf eben diese Art erfuhr es auch die Gräfin M...., welche kurz darauf der guten Anna einigen Flachs abkaufte, und es ihr durch ihr leutseliges Betragen abzulocken wußte. Wirth, Herr und Gräfin schmiedeten nun jedes insbesondere ihre Pläne, wie sie den jungen Marquis, wenn er als Mäusefallenkrämer in ihrer Gegend erscheinen würde, an sich locken, nnd so durch auffallende Wohlthaten einen Theil, vielleicht gar das ganze seiner großen Schätze erobern könnten. Durch Annens kluge Leitung wurde ihr Mann selbst bewogen, dem Herrn von Tiefenthal alles zu entdeken, und dieser bewog wieder den armen Wirth, ihm sogleich Nachricht zu geben, wenn der junge Marquis bey ihm erscheinen werde. Tiefenthal war

ein guter, haushälterischer Sohn eines äusserst verschwenderisch gewesenen Vaters. Mit Mühe konnte er das mit großen Schulden belastete Erbtheil des Letztern behaupten. Er war also natürlich äusserst froh, daß sich ihm jetzt eine so glückliche Gelegenheit darbiete, von dieser Last frey zu werden. Seine Tochter war eben mannbar geworden, und wer wirds dem guten Vater verdenken, daß er sich solche oft schon als Gattin des reichen Marquis dachte, und um seine Absicht gewisser zu erreichen, dieser ebenfalls im Voraus schon das ganze Geheimniß vertraute.

Gräfin M... war die frohe Wittwe eines alten, garstigen Mannes, der bald nach der Hochzeit zu ihrem größten Vergnügen gestorben, und sie zur unbeschränkten Besitzerin seines großen Vermögens gemacht hatte. Aeusserst unhaushälterisch, zur Pracht, Verschwendung und Wollust geneigt, hatte sie binnen zwey Jahren dieß ansehnliche Vermögen schon beynahe ganz verschwendet, als sie von der gutherzigen Wirthin dieß glückliche Geheimniß erfuhr. Ganz natürlich wars also, daß auch sie alles anwendete, um den zu erwartenden Marquis an sich zu locken, und durch ihn eine unversiegbare Quelle des Reichthums zu erlangen. Schon als Fräulein hatte sie in ihrer frühsten Jugend einen schönen Lieutenant, so zärtlich, so innig geliebt, daß sie bereits im siebenzehnten Jahre ihres Alters Mutter einer Tochter wurde.

die durch heimlich getroffene Maßregeln vor aller Menschen Augen verborgen geboren, und bey einer Pfarrerswittwe erzogen wurde. Als die Gräfin achtzehn Jahre darauf selbst Wittwe wurde, nahm sie die alte Pfarrerin mit der Tochter zu sich; denn sie liebte letztere, ungeachtet ihres sonst leichtsinnigen Karakters, äusserst zärtlich. Emilie, so hieß dieß Kind der Liebe, sah ihrer Mutter äusserst ähnlich, wurde aber ungeachtet dieser auffallendsten Aehnlichkeit, doch von den gutherzigen Bauern einstimmig für die Tochter der alten Pfarrerin gehalten, und wohnte, um sie kritischen Augen zu entziehen, mit ihr im Hintergrunde eines großen Parkes, zu welchem die Gräfin erst nach dem Tode ihres Mannes, einen Theil des nahe gelegenen Waldes umgeschaffen hatte. Die gräfliche Mutter, die ihren Liebling so gerne gut und anständig zu versorgen suchte, wollte nun diese herrliche Gelegenheit benutzen, und wo möglich den unerfahrnen Marquis in solche verliebt machen. Daher kam es, daß ihre Tochter den ganzen Sommer, täglich am Wege, der nach dem berüchtigten Gipfel des Fichtelbergs führt, des Ankommenden harren, und von der Mutter belehrt, ihn zu kappern suchen mußte.

So stand die ganze Sache, als der arme, unschuldige Wolfgang in dieser Gegend ankam, von allen Interessenten für den erwarteten Marquis

gehalten, und aus dieser Ursache so von ihnen geehrt wurde. Meine Leser können sich nun daraus, bis auf einige Episoden, die zu ihrer Zeit schon auch entnachtet werden sollen, das ganze räthselhafte seiner Geschichte erklären, und werden mir es jetzt gewiß danken, daß ich solche unerwartet unterbrach, und eine ganz andere zu beginnen schien. Die Ursachen des sonderbaren Betragens, welches Wirth und Wirthin, Herr von Tiefenthal samt Fräulein Tochter gegen ihn beobachteten, sind nun ganz enthüllt; auch wirds eben so klar und deutlich, daß kein Zauberer des armen Wolfgangs Augen blendete, wenn er die Gräfin M... bald als Dame, bald als Bauernmädchen vor sich stehen sah; auch daß es eben so natürlich zugieng, wenn er, in einem englischen Park sich befindend, auf so verschiedenen Wegen, immer wieder zu dem Häuschen kam, das am Ende desselben lag, und wohin die Wege alle absichtlich führten.

Wer war denn aber der Alte, dessen Mörder Wolfgang so unabsichtlich würde? Wer die arme Verlassene? Wer waren die Reiter, die Wolfgangen zum erstenmal, — wer der Zauberer, der ihn zum zweytenmal aus der Gefangenschaft erlöste? Jetzt kann ich das unmöglich beantworten. Kommt Zeit, kommt Rath! Erfahren werden, erfahren sollen sie, meine Leser, alles.

Aber das wo und wann, muß ich nun deswillen noch unentschieden lassen, weil eben die kleine Atalante den kriechenden Wolfgang, ungeachtet seines großen Vorsprungs, richtig eingeholt hat, und beym Arme fest hält. Ihr Gespräch zu behorchen ist Pflicht, weil sonst in der Geschichte eine Lücke entstehen könnte. Also hin, und aufgehorcht!

Dritter Abschnitt.

Wolfgang. (keuchend und schwitzend, seine Ueberwinderin schüchtern und furchtsam anblickend) Ich kann nicht weiter! geschehe, was da will, ich kann nicht weiter! Hab' alles gethan, was Menschenkräfte vermochten. Soll und muß ich unterliegen, so ists doch nicht meine Schuld.

Mädchen. (eben so athemlos) Du garstiger loser Mann! endlich hab ich dich doch! siehst du? Ich rief dirs immer zu: du entkommst mir nicht! was hast jetzt davon? Beyde sind wir nun athemlos, und können nicht mit einander schwatzen,

Wolfgang. (seine Augen verbergend) Ach ich darf dich nicht ansehen, sonst bin ich ganz verloren!

Mädchen. Warum denn? Weswegen denn? O sieh mich immer an! bin ich denn so garstig?

Wolfgang. O wär' es Natur! wärs kein Zauber.

Mädchen. Wie? Glaubst du etwan, lieber Savoyarde, daß ich mich vornehmen Damen gleich schminke, daß ich — (seine Hand nehmend, und ihre

ihre Wange sanft damit reibend) Ueberzeuge dich! sieh, meine Röthe ist eben so natürlich, wie die deinige; ist eine Folge des schnellen Laufens! Fühle nur! wie ich brenne! (seine Hand an ihren Busen drückend) Fühle nur, wie mein Herz schlägt!

Wolfgang. Und wärst du der Teufel selbst, so muß ich dich doch küssen!

Um alles Unnatürliche und Sprungähnliche in meiner Erzählung zu vermeiden, sehe ich mich genöthigt, hier, vor allen Dingen, die Stellung und Lage des armen Wolfgangs zu beschreiben, in welcher er sich jetzt befand, als er so schnell, so unverhofft von einer Extremität zur andern übergieng. Er war im Laufen über einen Stock gestolpert, er bemühte sich zwar, das Gleichgewicht seines Körpers zu erhalten, und wankte gleich dem Kegel, welchen die Kugel berührt, hin und her; endlich zog ihn aber doch die ungleiche Schwere rücklings zu Boden; er fiel in die Aeste einiger jungen Buchen, die ihn elastisch auf- und abwiegten, zugleich aber sein Emporstehen unmöglich machten, weil jede Stütze, die er ergriff, zu schwach war, und ihn wieder sinken ließ.

In dieser Stellung nun holte ihn das nacheilende Mädchen ein. Sie faßte seinen Arm, zog ihn aber weislich nicht aus der Lage, in welcher er ihr nicht zu entfliehen vermochte. Im Nacheilen hatten oft Aeste und Sträuche sie aufgehalten; einer derselben hatte ihr Halstuch entnadelt,

der andere es ihr gar entrissen; wieder andere hatten die Schleifen des nicht gefischbeinten Korsetchens gelöst, und es flatterte von beyden Seiten in der Luft. Ganz mit der Begierde, den Flüchtling zu erhaschen, beschäftigt, sah und fühlte sie dieß alles nicht. Wolfgang lag auf dem Rücken, sie bog sich unbesorgt über ihn, und wo sein Auge hinblickte, da sah es nie gesehene Schönheiten. Als das Mädchen nun gar seine Hand an ihre Wangen, an ihr Herz drückte, da hätten Teufel zur Rechten und zur Linken, hinten und vorne stehen können; die Allgewalt der Natur hätte doch gesiegt. Männer, die ihr dieß leset, greift in euer Herz, und sprecht: ob ihr widerstanden hättet? Weiber die ihr schon Erfahrung kennt, redet: ob einer des männlichen Geschlechts in solchem Fall euch widerstehen kann?

Wolfgang war es nicht vermögend. Er umarmte sein Mädchen, zog sie zu sich hinab, küßte ihren Mund, ihre Wange; alles schwand vor seinem Blicke, nur das schöne Mädchen nicht. Dieß war durch diesen schnellen Uebergang so überrascht, durch die gefährliche Lage so unbehilflich gemacht, daß sie sein Betragen duldete, dulden mußte, und noch länger geduldet hätte, wenn die jedem Mädchen angeborne Schamhaftigkeit sie nicht aus der Gefahr errettet hätte. In diesem Augenblicke, da sie dem Drang ihres Herzens folgte, sah sie auch ihren entblößten Busen; sie entwand sich mit Rie-

senstärke Wolfgangs Armen; sprang auf, und suchte nun mit beyden Händen zu verbergen, was sie anfangs so willig Wolfgangs Augen zur Schau gestellt hatte.

Leicht wäre es diesem jetzt gewesen, zu entfliehen, denn des Mädchens Augen waren geschlossen; sie glühte vor Schaam, und vermochte nicht aufzublicken, aber — der stärkste Beweis, wie mächtig Leidenschaft ist! — das Blatt hatte sich gewendet; und wäre in diesem Augenblicke das Mädchen entflohen, Wolfgang würde ihr eben so emsig und schnell gefolgt seyn, wie sie vorher ihm. Hölle, Teufel und Zauberey waren aus seinem Gedächtnisse rein verschwunden. Es war ihm alles so sinnlich, so menschlich, so natürlich geworden, daß er, gleich starken Philosophen, an dem Daseyn derselben zu zweifeln anfieng, sich keine Hölle, wohl aber einen Himmel in des Mädchens Armen denken konnte. Ihr gesenkter, schaamvoller Blick reitzte ihn noch mehr, und die rastlose Geschäftigkeit, mit welcher sie ihre entblößten Reize zu verbergen suchte, durch allzugroße Eile aber stets wieder neue enthüllte, war seinen Sinnen ein Schauspiel, das sie noch nie genossen hatten, und um so begieriger verschlangen. — Mein mußt du werden! mein Weib! meine Gattin! dachte er in diesem Augenblick, und nahte sich ihr aufs neue! — — Aeusserst beschämt kehrte ihm das Mädchen den Rücken. Loser, garstiger

Mann, sagte sie, gieb mir mein Halstuch zurück; sonst sehe ich dich nie mehr an! — O Männer, bewundert in dieser naiven Drohung das listige Herz eines Mädchens. Ganz unbekannt mit den Reizen und der Macht der Liebe, fühlte sie doch schon deutlich den Sieg, welchen sie über Wolfgangen erhalten hatte, und benutzte ihn auch auf der Stelle! Wie hätte sie, der doch alles an Wolfgangs Gegenwart gelegen war, sonst es wagen können, zu drohen? Wie diese Drohung dadurch noch vermehren, daß sie hinzusetzte: gieb mirs, oder ich gehe sogleich fort!

Wolfgang. Liebes, theures Mädchen, wie soll ich dir etwas geben, was ich nicht besitze? Wahrscheinlich hast du's im Laufen verloren.

Mädchen. Und wer trägt dann die Schuld? Gewiß du! warum hast du mich so lange geneckt? Nun kannst du mirs auch suchen helfen!

Emilie — denn diese war es — gieng jetzt voran, und Wolfgang folgte geduldig nach. Er blickte nach jedem Strauche, und suchte emsig, weil er alsdann Hoffnung hatte, dem schönen Mädchen wieder ins Auge zu sehen, vielleicht Belohnung für seinen Eifer zu erndten. Das Glück wollte ihm wohl, er sah das Halstuch unfern von sich an einem Strauche hängen; er sprang hinzu, und schrie froher, als ein König, der sein Land wieder erobert hat: ich habs! ich habs!

Emilie. (nach ihm hinblickend) So wirf mirs zu!

Wolfgang. (traurig) Zuwerfen? Und du willst dirs nicht selbst holen, mir keinen Kuß zum Lohne geben?

Emilie. Keinen! nahmst du dir vorhin nicht mehr, als dir gehörten? Rechne jetzt ab, und zähle einen, als freywillig gereicht.

Wolfgang. Da hast du's denn! — aber!

Emlie. (sich geschwind verhüllend, und gegen ihn kehrend) Nun, aber? Was denn? (ihn freundlich anblickend) Willst du mir etwan wieder entlaufen?

Wolfgang. (trotzig) Wäre leicht möglich!

Emilie, Nun so geh! geh! ich laufe dir gewiß nicht mehr nach! aber, wenn du gehst, so bekommst du in deinem Leben — — doch geh nur, geh!

Wolfgang. Was bekomm ich in meinem Leben nicht? O sprichs aus! was?

Emile, Wirsts schon sehen, schon erfahren! geh nur fort! ich halte dich gewiß nicht auf?

Wolfgang. Wenn ich aber nicht gehe? Wenn ich dir geduldig folge, wohin du mich führst, wie dann?

Emilie. Je nun! dann will ich alles vergessen, dann sollst du sogar belohnt werden!

Sie blickte ihn herzlich an, ihr Blick schmolz in Zärtlichkeit, und fand Wohlthaten an seinem schwarzen Auge, das sich in dem ihrigen sonnte. Er ergriff ihre Hand, er drückte sie an sein Herz.

er küßte ihre Wange; sie litt's, sie erwiederte sogar den letzten Kuß.

Emilie. (ihm die Hand vor den Mund haltend) Genug! übergenug für die erste Probe deines Gehorsams! wirst du mir immer schön folgen, mich nie mehr verlassen, so —— sieh, ich könnte dir gut werden! ich könnte dich recht lieb haben! dein lockichtes Haar (sie streichelte es sanft aus der Stirne) gefällt mir; deine rothe Wange, dein schwarzes Auge ist schön! gefall ich dir auch?

Wolfgang. Ob du mir gefällst? (er sank zu ihren Füssen) Ob du mir gefällst! Gott im Himmel, ich bete dich an! mein Herz — meine Brust —— ich kann mich nicht ausdrücken! hab Mitleiden mit mir! — Emilie bog sich jetzt über ihn; er umfaßte ihre Knie, sie küßte mit Inbrunst zweymal seine Stirne, dreymal seinen Mund, eine Thräne enträufelte ihrem großen, schönen Auge, und der mächtige Bund der Liebe war geschlossen zwischen beyden. Sie sprachen kein Wort, aber ihre Herzen, die in diesem Falle nur durch Pantomine sich verständlich machen konnten, schworen sich ewige, unzertrennliche Liebe, und den Gattenbund auf Zeitlebens. Emilie war wieder die erste, welche die Szene ächter Zärtlichkeit unterbrach. Lieber, Guter! sagte sie schmachtend, laß uns jezt gehen! meine Mutter wird mich erwarten; ich kann ihr die Freude, dich gefunden zu haben, nicht länger entziehen. — Sie reichte

ihm ihren Arm, und er folgte ihr stillschweigend. Der Taumel der Leidenschaft war verschwunden; das zärtliche, schmeichelnde der Liebe hatte sich seines Herzens bemeistert; er konnte wieder denken, und die Furcht, daß sein Mädchen doch ein zauberisches Blendwerk seyn könne, fieng um so mehr an, seinen Verstand zu beschäftigen, weil er ihren Werth nun kannte, und ihren Verlust äusserst fürchtete. Er wollte der Sache gewiß werden, und begann zu fragen: wer ist denn deine Mutter, liebes Kind?

Emilie. Bald werden wir bey ihr seyn. Sie wohnt am Ende des Parks in dem kleinen Häuschen, dessen Dach du dort glänzen siehst! — Bey dem Worte Häuschen, fuhr er erschrocken empor, und als er wirklich die Spitze des Daches erblickte, da wankte sein Schritt. Der Magnet an seiner Seite zog ihn vorwärts, die Furcht vor dem Zauberer und all seinem Anhange trieb ihn rückwärts. Da aber die ältesten Dichter schon sonnenklar erwiesen haben, daß die Liebe alles überwindet, so können sichs meine Leser leicht vorstellen, daß er, ungeachtet seiner Furcht und seines Zweifels, dem schönen Mädchen doch zu folgen beschloß, und sich unmöglich überreden konnte: daß der Satan so vollkommen die reinste Engelsgestalt, die heiterste Unschuldsmiene annehmen könne. Um jedoch mehreres und wo möglich kläreres Licht zu erhalten, fieng er wieder zu fragen an,

Wolfgang. Kennst du, holdes Mädchen, die Gräfin M...?

Emilie. Ob ich meine zweyte Mutter kenne? Welche Frage! ihr hab ich alles zu verdanken, was ich besitze; das Häuschen, in welches ich dich führe, ist ihr Eigenthum; diesen Wald, und alles, was du siehst, besitzt sie. Zärtlicher kann eine Mutter ihr Kind nicht lieben, als sie mich liebt.

Wolfgang. Auch siehst du ihr ausserordentlich ähnlich, so ähnlich, daß ich meinen Augen kaum traue; dich und sie stets für eine Person halten würde, wenn nicht deine jetzige Erzählung, und deine jugendlichere Gestalt mich vom Gegentheile überzeugte. Ich habe die Gräfin M... gesehen und gesprochen.

Emilie. Dieß weiß ich, Loser! sie hat mir alles erzählt, und sich bitter beklagt, daß du ihr neulich so abscheulich entflohen wärst, als sie eben mich zu besuchen kam.

Wolfgang war äusserst froh, als er durch die Erzählung seines Mädchens immer mehr und mehr in der Muthmassung bestärkt wurde: daß sein fester Glaube an Teufel und Zauberey nur Irrthum gewesen sey. — So gewiß, dachte er, als die Gräfin M... und mein Mädchen zwey verschiedene Personen sind, eben so gewiß können auch die andern zauberähnlichen Begebenheiten aus eben so natürlichen Ursachen entstanden seyn! Um dieses nun deutlicher zu ergründen, beschloß er in

Fragen anzuhalten, und hoffte aus dem Munde seines geliebten Mädchens noch manche beruhigende Aufklärung zu erfahren. Eben wollte er sie fragen, wie es möglich sey, daß man auf ganz entgegengesetzten Wegen doch immer wieder zu dem Häuschen gelange, von welchem man doch weit entfernt zu seyn glaube; als auf einmal ein starkes Geräusch hinter seinem Rücken ihn aufmerksam machte. Er kehrte sich schnell um, und zwey verlarvte Männer standen vor ihm. Haben wir dich endlich, Herr Marquis? riefen sie höhnisch aus, und ehe noch Wolfgang Besinnungskraft fassen und antworten konnte, stieß einer derselben ihm einen blanken Dolch in den Körper, und sie entsprangen ungehindert ins Dickicht.

Wolfgang sank röchelnd zu Boden, sein Auge schloß sich, und bald sah die weinende und verzweifelnde Emilie keine Spur des Lebens mehr in ihm. Erst jetzt besann sie sich, daß, wäre noch Hilfe möglich, nicht sie, sondern ihre in der Arzneykunde verständige Mutter solche weit kräftiger leisten könne. Sie eilte daher zu ihr, und kehrte bald mit dieser athemlos und weinend zurück. Als sie auf den Platz kamen, wo Wolfgang von den Mördern überfallen wurde, fanden sie seinen Körper nicht mehr! nur häufig vergossenes Blut bezeichnete die Stelle, wo er gelegen war, und wie sie weiter der blutigen Spur folgten, die sich durchs Dickicht hinab zog, so standen sie bald an

dem Rande eines alten Schachtes stille, auf dessen felsichtem Absatze die Spur verschwand, und ihnen deutlich genug bewies, daß die Mörder in Emiliens Abwesenheit zurückgekehrt waren, und den blutenden Körper in diesem Schacht versenkt hatten, um alle Untersuchung zu verhindern, und jede Nachforschung zu erschweren. Trostlos standen jetzt beyde an diesem schrecklichen Grabe. Emilie beweinte einen eben gefundenen, und um so stärker zärtlich Geliebten. Die Alte weinte über vereitelte Hoffnung, über geträumte und nun verlorene Reichthümer. Die Furcht, daß die Mörder wiederkehren, und sie als Kennerin der schrecklichen That auch in den Abgrund stürzen könnten, bewog die Alte endlich auf den Rückweg zu denken. Die ganz mit ihrem Schmerze beschäftigte Emilie folgte leidend und schweigend.

Vierter Abschnitt.

Kapitain Wildner war ein herzlich guter und braver Mann. Er war Soldat geworden, nicht aus Leidenschaft, sondern aus Nothwendigkeit, weil sein Vater, der Obrist Wildner, ihm zwar Nachruhm der Ehrlichkeit und Tapferkeit in Menge, aber kaum die Unkosten seines Begräbnisses hinterließ. Durch sein ehrliches, biederes Betragen, durch seinen stets gleichen, und folglich immer redlichen Karakter hatte sich sein armer Sohn im vierzigsten Jahre bis zu einer Kapitainstelle emporgeschwungen, und fieng nun an bey etwas reichlicherm Einkommen die Macht des Spruches: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! in seiner ganzen Stärke zu fühlen. Sein Auge suchte daher unter den Töchtern des Landes sich eine Gehilfin, und fand sie bald in der Person einer Pfarrerstochter, die zwar arm an baarem Gelde, aber desto reicher an Eigenschaften war, die das Band der Ehe beglücken, und dauerhaft machen können. Wildner fieng in ihrer Gesellschaft erst zu leben an, und in der Folge wurden sein Weib und

seine zwei Kinder seinem Herzen ein Schatz, den er um kein Königreich vertauscht hätte. Ein sein Vaterland verheerender Krieg trennte ihn von seinem einzigen Vergnügen, das er auf der Welt genossen hatte, und so gerne noch länger genossen hätte.

Als er nach zehen Jahren zum erstenmal wiederkehrte, fand er sein Weib todt, und seine zwey Kinder, einen Knaben und Mädchen, unter dem Schutze einer nahen Anverwandtin, deren ausserordentliche Zärtlichkeit gegen die armen Verlassenen dem trostlosen Gatten Stoff zum Troste gab. Als diese Kinder wohl gepflegt und genährt herangewachsen waren, nahm der Vater seinen Sohn unter seine Kompagnie auf, und zog bey neu entstandenem Kriege mit ihm gegen den Feind aus. Seine Tochter, ein Muster der Tugend, ein beynahe unerreichbares Ideal der vollkommensten Schönheit blieb unter dem Schutze ihrer zweyten Mutter, und nur die Hoffnung, daß es ihr hier wohlgehen würde, wohlgehen müßte, machte dem alten Vater den Abschied von seinem Liebling erträglich.

Florchens Pflegmutter hatte bisher in der Stadt gewohnt. Sehnsucht nach Ruhe, eine natürliche Folge ihres Alters, bewog sie jetzt auf ein nahe gelegenes Dorf zu ziehen, und dort in stiller Einsamkeit ihre noch wenigen Tage Gott zu opfern. Florchen folgte ihr dahin, und ihr stiller, äusserst empfindsamer Karakter fand bald auf dem Lande

Stoff zu tausend, in der Stadt noch nie gefühlten Vergnügungen. Es war ein Fest ihres Herzens und ihrer reinen Seele, wenn sie am frühen Morgen dem weichen, lästigen Bette entfliehen, und auf einer Anhöhe den Aufgang der Sonne beobachten und bewundern konnte. Ihr Herz öffnete sich dann, nach dem Beyspiele der ganzen Natur, der Freude und dem reinsten Vergnügen, sie bewunderte Gottes Allmacht in diesem herrlichen Bilde, und verehrte sie in jedem Grashälmchen, in jedem Tröpfchen Thau, das auf diesem so herrlich glänzte.

Nichts öffnet das Herz mehr, nichts regt jede schlafende Empfindung in der menschlichen Seele so stark empor, nichts macht sie jedes Eindrucks so empfänglich und fähig, als das Erwachen der Natur vom Schlafe, als das Emporsteigen der Sonne am heitern Himmel. Alles lebt, alles webt, alles drückt Freude und Vergnügen aus; die Heerden blöcken, die Vögel singen, die Insekten zwitschern und summen! O, es ist eine Szene die nur gefühlt, nicht beschrieben werden kann, die kein Dichter zu schildern, kein Pinsel zu mahlen sich unterfängt! Sie ist erhaben, groß unerreichbar! Wer sie je genoß und fühlte, wird mit mir übereinstimmen, wird aufrichtig gestehen müssen, daß er nie ein solches Streben, Klopfen und Sehnen seines Herzens empfand! Man wird mit Allgewalt ergriffen, jedes Gefühl wird auf-

gerüttelt, das Maas der Empfindungen wird übermäßig gefüllt; man spannt die Arme aus, um alles zu umfassen, man vermags nicht, und sehnt sich doch innig sein Gefühl, seine Empfindung mitzutheilen.

In dieser Lage, in diesem Drange, in diesem empfänglichen Gefühle saß einst Florchen an einem der schönsten Frühlingsmorgen unter dem Stamme einer hundertjährigen Eiche. Der junge Herr von Tiefentthal, der in der nahen Stadt, seines Vaters Meynung und Rathe nach, studieren und nützliche Kenntnisse sammeln sollte, feiler Dirnen Liebe, Jagdgetümmel und Pferderennen aber diesen weit vorzog, — dieser edle Jüngling gerieth, indem er einen jungen Haasen verfolgte, in diese romantische Gegend, und sah unbemerkt von ihr, das schöne Florchen sitzen. Die Macht ihrer Schönheit wirkte tief auf ihn. Noch nie hatte er solch eines Mädchens Wange geküßt, nie in solch ein ausdruckvolles Auge geblickt. Florchen saß vertieft und entzückt da: Freude und sehnliches Vergnügen mahlte sich auf ihrem Rosengesicht, und ihr Auge, welches in die weite Gegend hinabstarrte, bewies deutlich genug, daß die Schönheiten der Natur es beschäftigten. Tiefenthal, dessen Herz fühlte, dessen heisse Leidenschaften schon hoch loderten, nahte sich ehrerbietig dem schönen Geschöpfe. Wohl mir, sprach er, daß ich hier eine theilnehmende Seele finde, die auch

fühlt, was ich fühle; und die es um deswillen verzeihlich finden wird, daß ich sie in Gefühlen störe, die mein volles Herz so gerne einem andern mitzutheilen wünscht. — Florchen fuhr erschrocken empor, und würde geflohen seyn, wenn ihr Herz nicht eben diesen Drang so innig empfunden hätte; wenn der vor ihr stehende Jüngling nicht so schön gewesen wäre; und wenn dieser schöne Jüngling nicht so dringend um ihre längere Gegenwart gefleht hätte. Ein Wort gab das andere! Der Heuchler wußte seine Rolle so gut, so treflich zu spielen, schwatzte so viel von Schönheit der Natur, von den Freuden, die sie ihren Bewunderern gewähre, und von dergleichen mehr, daß das unbefangene Mädchen seine Gesellschaft bald angenehm fand, und es gar nicht ungern hörte, als er morgen wieder hier zu erscheinen, und mit ihr das selige Vergnügen zu theilen versprach.

Ich würde meinen ganzen Vorsatz verfehlen, und meine Geschichte in mehrere Bände ausdehnen müssen, wenn ich fortfahren wollte die Verführungsgeschichte des unschuldigen Florchens weiter so umständlich zu erzählen. Ich will mich deswegen so kurz als möglich fassen. Florchen sah am andern und vielen darauf folgenden Tagen den schönen Jüngling wieder; sie fand seinen Umgang äusserst angenehm. Gereizt durch alles, was in der Frühlingsnatur lebt, liebte sie ihn bald heiß und zärtlich, dachte nur ihn, und ver-

gaß sich und ihre Gefahr ganz. Ehe ein Monat vergieng, gewährte sie ihm schon jede Gefälligkeit, die reine Liebe fodern konnte, und ehe der andere sich endigte, war sie bereits um Ruhe, Tugend und Unschuld von ihm betrogen worden.

Florchen fühlte freylich ihren Fall sehr tief; aber der Jüngling bat so sehr, so innig; ihr Herz sprach so laut für ihn, daß sie ihn, ungeachtet ihres festen Vorsatzes, ihn nie mehr zu sehen, am Abende doch wieder sah, ihn mit nach ihrer Pflegmutter Haus nahm, in einer abgelegenen Kammer versteckte, und oft ganze Nächte in seinen Armen zubrachte. Solch eine enge Vertraulichkeit hatte bald die eben so natürlichen Folgen. Florchen fühlte sich schwanger, und erinnerte jetzt ihren Geliebten an die schleunige Erfüllung seines heiligen Versprechens! Sie flehte ihn ängstlich, sie vor der Schande zu verbergen, und so geschwind als möglich zu heurathen.

Tiefenthal versprachs aufs neue, und trennte sich nur auf einige Wochen von Florchen, um, wie er sagte, seinen Vater darüber zu präveniren, und seine Einwilligung zu erschmeicheln. Aber Tiefenthals Vorgeben war ihm nicht Ernst; er kehrte nach der Stadt zurück, schwelgte dort mit feilen Dirnen, und indeß das angstvolle Florchen fleißig für ihn und seine glückliche Zurükunft betete, hatte er sie schon längst in den Armen einer andern vergessen. Als er einst am Abende, des

Wei-

Weines voll, einem andern seines Gelichters eine Dirne mit Gewalt rauben wollte, wurde er von diesem durchbohrt, und starb, ohne bereut, ohne gebeichtet zu haben, was er hienieden verbrochen hatte. Man gab seinem Vater Nachricht von seinem elenden Tode, und dieser suchte ihn aus ganz natürlicher Ursache vor jedermann zu verheimlichen. Wenige in der Gegend wußten, daß sein Sohn gestorben sey; keiner, wie er gestorben war.

Indeß Tiefenthals Körper schon moderte, seine Seele schon dort verurtheilt war, harrte Florchen noch immer seiner Ankunft entgegen. Jeder Tag vermehrte ihr Leid, machte aber auch ihren Zustand kennbarer. Sie vermochte diesen und noch weniger ihre Thränen nicht länger vor dem aufmerksamen Auge ihrer Pflegmutter zu verbergen. Sie gestand ihr die Ursachen ihrer Leiden, und warf dadurch die in ihrer ganzen Hoffnung betrogene Alte auf ein tödtliches Krankenlager. Ehe sie starb, schrieb sie dem Vater, und berichtete ihm Florchens unglücklichen Fall, als die Ursache ihres schnellen Todes. Eben an dem Tage, an welchem das trostlose Florchen die gute, nun ausgelittene Mutter zur Erde bestattet hatte, stürmte ihr Vater, ihr Bruder in ihr Zimmer. Sie ward bey ihrem Anblicke ohnmächtig, und erwachte erst in des gerührten Vaters Armen wieder. Er vergab ihr alles, verzieh auch ihm im Voraus, wenn er wieder gut mache, was er ver-

brochen, und diese heisse Liebe seiner Tochter mit Gattenschwur belohnen wollte. Da diese ihren Geliebten noch immer nicht untreu, noch stets bey seinem Vater glaubte; so gieng der Kapitain nicht erst nach der Stadt, wo er wahrscheinlich bey näherer Erkundigung sein schreckliches Ende erfahren hätte, sondern reiste sogleich mit ihr nach Tiefenthals Heimath ab. Mit ihm erst ins geheim, dann, fände er ihn treu, mit seinem Vater über Genugthuung zu sprechen, war des Alten erster Vorsatz. Eben so ernstlich der zweyte, Rache zu fodern, und Rache zu nehmen an dem Treulosen, wenn er seine Schwüre vergessen hätte, und die Unglückliche nicht ehelichen wollte.

Ehe sie noch Tiefenthals Schloß erreichen konnten, wurde das arme, abgezehrte, von Kummer und Jammer gebeugte Florchen gefährlich krank. Ihre äusserste Entkräftung, ihr klägliches Rufen nach Hilfe bewog den Alten bey einer Hütte stille zu halten. Der Besitzer derselben nahm die Reisenden gutherzig auf, und bewirthete sie, so gut er konnte. Nach zweytägigem Leiden und Ringen kam Florchen etwas zu früh mit einem Knaben nieder. Mutter und Kind waren dem Tode nahe, und in der ganzen Gegend weit und breit war kein Arzt vorhanden, der beyden hätte Hilfe leisten können. Dieß machte den armen Alten trostlos. Er saß oft Stunden lang stillschweigend an ihrem Lager, und brütete über Verzweiflung.

Wenn aber dann und wann Florchen sich zu erholen schien, wenn sie ihr weinendes Kind an ihre Brust legte, dann schöpfte er schnell wieder Odem und schwatzte mit seinem gefälligen Wirthe. Von diesem erfuhr er, daß des alten Tiefenthals Schloß nur drey Stunden von da entfernt läge; daß sein Sohn ein wahrer Wildfang sey, alle hübschen Mädchen näcke, allen schönen Weibern nachschleiche, und nebenbey, als ein erklärter Liebhaber, der schönen Gräfin M.... hofire. Ob er jetzt bey seinem Vater sey, oder irgendwo anders herum revire, wußte der alte Bauer, welcher seine Einöde selten verließ, nicht zu sagen. Diese herzangreifende Schilderung des Verführers seiner Tochter bewog den Kapitain, seinen Sohn auf Kundschaft zu senden. Dieser gieng bis ins Dorf, das nahe beym Schloß lag.

Der alte Herr von Tiefenthal hatte an diesem Tage eben den armen Wolfgang mit sich nach Hause gebracht. Viele Einwohner des Dorfs, die im Vorbeyfahren ihn für seinen Sohn hielten, warnten in des Kundschafters Gegenwart ihre Töchter vor ihm, und als er weiter fragte, so erfuhr er: daß dieß ein gottloser Bube sey, welcher schon drey unschuldige Mädchen verführt und geschwängert habe, und seinem Vater nichts als Schande mache. Wir hielten ihn, setzten sie hinzu, schon für todt; aber Unkraut verdirbt nicht, und jetzt müssen wir vorbauen, sonst erleben wir

neues Spektakel. — Der ergrimmte Sohn kam mit dieser tröstlichen Nachricht beym Vater an; beyde glühten, beyde beschlossen Rache zu fodern, und den Jammer aller der Verführten an ihm zu rächen, wenn er nicht völlige und vollkommene Genugthuung leisten würde. Florchens Bruder zog wieder aus, und schwurs dem Vater, nicht eher wiederzukehren, bis er den Verräther mit sich bringe. Er begegnete dem Wagen der Gräfin M..., die eben mit Wolfgangen nach ihrem Schlosse fuhr. Ein Bauer, den er fragte: wem dieser Wagen gehöre? belehrte ihn, daß dieß die Gräfin M..., und ihr Begleiter unfehlbar der junge Herr von Tiefenthal seyn würde. Er folgte nun dem Wagen mit Riesenschritten, und erreichte beyde in der Alee spatzierend. Seine Ungeduld und Begierde nach Rache erlaubten ihm keinen längern Verzug: keine nähere Erklärung! Er redete Wolfgangen an, und der Unschuldige folgte. Das übrige wissen meine Leser; es würde also überflüßig seyn, wenn ich es wieder erzählen wollte.

Fünfter Abschnitt.

Am Abend des nämlichen Tages, an welchem der arme Wolfgang von den Mördern so erbärmlich umgebracht wurde, saß die unschuldige Emilie unter dem Schatten einer Linde. Sie beweinte aufrichtig und bieder den Tod des Aermsten. Er war in den wenigen Minuten ihrem Herzen sehr theuer geworden. Immer sah sie ihn, wie er vor ihr kniete, wie ihre Wange die seinige berührte, und seine Lippe auf der ihrigen brannte. Ihn so schnell verloren zu haben, ihn nie mehr wieder zu sehen, war ein Gefühl, das sie sich vergebens zu fassen bemühte. Unfern von ihr saß die Gräfin M...., sie war mit Emiliens Pflegmutter in tiefem Gespräch begriffen. Auch beyder Miene verrieth Ernst und Trauer. Das ganze große Gebäude ihrer Hoffnungen und Aussichten war mit Wolfgangs Tode zu Boden gestürzt. Die leichtsinnige Gräfin fühlte zum erstenmale wahren Kummer, wie sie sich jetzt von ihrer Schuldenlast befreyen, und ihrer Tochter einst ein stattliches Erbe hinter-

lassen sollte. Eben waren beyde einig geworden, den todten Körper morgen früh aus dem Schachte ziehen zu lassen, und sich seine Taschen als ein rechtmäßiges Erbe zuzueignen, als ein Bauernjunge im schnellsten Laufe vor ihnen vorüber schoß. Angst und Furcht war auf seiner Stirne gemahlt, und sein fürchterliches Aechzen machte sie aufmerksam. Was ist dir geschehen? fragte die Gräfin.

Bauernjunge. (athemlos) Ich pflückte im Walde Beere — — nahe am Schachte — — da wards drinne auf einmal lebendig — — es heulte — es winselte — ich lief davon! und jetzt glaube ich immer — — es kömmt mir nach! —

Das ist mein armer Savoyarde! schrie Emilie! O wenn er noch lebte! wie glücklich wäre ich!

Ja, ja! wie glücklich wären wir, schrie die Gräfin, und mit ihr die Alte. — Ich will zu ihm, ich muß ihn sehen, ihn trösten! rief Emilie, und eilte fort. Die klügern Alten hielten sie auf, und überzeugten sie, daß ohne thätige Hilfe kein Trost möglich sey. Die Bewohner des nahe gelegenen Dorfs wurden nun aufgeboten; mit Stricken, Stangen und Leitern versehen, zog jetzt die ganze Gesellschaft nach dem Schachte, um den noch Lebenden zu retten. Unterwegs erst fiel es der Gräfin aufs Herz, daß vielleicht wegen der Tiefe des Schachts alle Hilfe unmöglich seyn würde; aber ein Bauer, der neben ihr gieng, überzeugte sie vom Gegentheil. Erst vorm Jahr war eines sei-

ner Kälber hinabgestürzt; er hatte sich, es zu retten, nachgewagt, und versicherte, daß das Loch höchstens nur funfzehn Ellen tief, unten mit weichem Moos bewachsen sey, und erbot sich sogleich an einem Seile hinabzusteigen, und den drein gefallenen Menschen daran zu binden. Die übrigen, setzte er hinzu, werden dann ihn, und endlich mich wieder herauf ziehen. Diese so angenehme Hoffnung trieb alle mit noch mehrerer Eile vorwärts; sie kamen bald am Rande des Schachts an. Emilie war die erste, welche hinab rufte! ein ängstliches Winseln ertönte sogleich empor, und der Bauer stieg hinab. Zieht ihn hinauf, schrie er bald darauf. Ich habe ihn wohl befestigt. Er lebt noch, er spricht sogar, aber in einer Sprache, die ich nicht verstehe.

Alles arbeitete, und zog nun mit vereinten Kräften; selbst die schwache Emilie faßte das Seil und war ängstlich besorgt, daß ihr Wolfgang nicht an irgend einem Steine sich aufs neue verletzen möchte. Endlich kam die Last näher, man hob sie vollends herauf; aber alle erstaunten; alle standen sprachlos, als anstatt des gehofften Savoyarden, ein schön gekleidetes Frauenzimmer vor ihnen lag. Sie wimmerte kläglich, und griff mit der rechten Hand immer nach der Gegend ihres Herzens; blutig war ihr ganzes Gewand, und als sie näher untersucht wurde, steckte in ihrer linken Brust ein Dolch, der bis ans Heft hinein ge-

drückt war. Diesen mühte sich die Aermste immer, aber vergeblich, herauszuziehen, und als ihr diese Hilfe ein gutherziger Bauer leistete, so schoß das Blut stromweise nach. Die Leidende öffnete noch einmal ihr großes blaues Auge, und verschied in den Armen der Gräfin. So sehr nun jetzt auch Emilie den im Schachte befindlichen Bauern bat, weiter nachzuforschen: ob nicht noch ein Körper darin läge, so versicherte dieser doch auf Ehre und Seligkeit, daß nichts mehr vorhanden sey. Abermals in ihrer Hoffnung getäuscht, wanderte jetzt die Gesellschaft traurig zurück, und da man durch doppelte Erfahrung überzeugt wurde, daß Räuber und Mörder sich im Walde aufhalten müßten, so beschloß die Gräfin, diesen am kommenden Tage durchstreifen zu lassen, und indeß zu mehrerer Sicherheit ihren Liebling, nebst ihrer Pflegmutter, mit aufs Schloß zu nehmen. Die Leiche des fremden Frauenzimmers wurde auch dahin gebracht. Man untersuchte ihre Kleider, ihre Taschen, und fand nicht das geringste darinnen, was sie hätte kennbar machen können. Nur so viel entdeckte man, daß die Gemordete hoch schwanger war! Dieser schreckliche Anblick erregte in dem Herzen der Gräfin neues Mitleiden. Sie schenkte der Ausgelittenen Thränen in Menge, und ließ sie am andern Tage in ihrer Famillengruft beerdigen.

Früh morgens zogen die umliegenden Dörfer

und mit ihnen alle Jäger auf Befehl der Gräfin aus, um den ganzen Wald zu durchsuchen, und wenigstens durch diese Aufmerksamkeit die Mörder daraus zu entfernen. Alle kehrten am Abende leer zurück; sie hatten, der sorgfältigen Nachsuchung ungeachtet, keine Spur von Wolfgangen, eben so wenige von einem Mörder gefunden. Emilie zog mit ihrer Pflegmutter also wieder in das bekannte Häuschen, und die Gräfin beschloß, auf einige Zeit in die Stadt zu gehen, um sich theils dort die Sorgen zu vertreiben, theils andere Pläne zur Tilgung ihrer dringensten Schulden zu machen. Den Tag vor ihrer Abreise langte ein Fremder vor ihrem Schlosse an. Wohnt hier die Gräfin M...? fragte er die Hausgenossen; und als man seine Frage bejahte, und ihn zu ihr führte, überreichte er ihr zur beliebigen Eröffnung ein wohlversiegeltes Kästchen, und bat um Bescheinigung, daß er solches richtig überliefert habe. Die Gräfin öffnete sogleich das Kästchen, und fand zu ihrem größten Erstaunen viertausend Zechinen und eine Menge Schmuck darinn, dessen Werth dem Anscheine nach das baare Geld um vieles übersteigen mußte. Sie durchsuchte diese Schätze aufs sorgfältigste, fand weder Brief noch irgend etwas, woraus sie hätte schliessen können, woher dieß herrliche Geschenk komme, und ob es ihr eigentlich bestimmt sey? Nur die an sie lautende, deutlich darauf geschriebene Addresse schien

dieß zu beweisen — Vergebens forschte sie bey dem Ueberbringer nach näherer Erklärung. Er war ihre brennende Neugierde eben so wenig zu befriedigen im Stande. Ich bin, sagte er, ein Notarius und Magistratsperson des Städtchens W..., welches vier Meilen von hier liegt. Gestern Nachmittags langte dort zur goldnen Sonne ein ganz verschlossener Wagen an. Die voransitzenden Bedienten öffneten solchen, und hoben einen gefährlich verwundeten Herrn heraus. Er verlangte sogleich einen Chirurgus; da aber der einzige, welcher in unserm Städtchen wohnt, über Land gereist war, so konnte seiner dringenden Bitte nicht gewillfahrt werden. Man sandte, auf sein Verlangen, nach einem Notarius und folglich zu mir. Er redete mich anfangs in welscher Sprache an, da ich aber diese Sprache nicht verstehe, so sprach er endlich deutsch mit mir. Er fragte nach der nächsten Stadt, und ob er dort geschickte Wundärzte antreffen würde? Als ich ihm über beydes Auskunft gegeben hatte, fragte er: Ob ich wisse, wo Euer Excellenz wohnten? und wie ich dieß auch bejahte, ließ er sich von seinem Kammerdiener das eben überbrachte Kästchen reichen. Er schrieb sehr mühsam auf einen kleinen Zettel einige Worte, legte dieß Zettelchen ins Kästchen, versiegelte es selbst, und diktirte dem Kammerdiener die darauf befindliche Addresse in die Feder, Endlich überreichte er mir

es mit der dringendsten Bitte: es sogleich und in eigener Person Euer Excellenz zu überbringen! Als ich ihm dieß gelobte, gab er mir, wie er sich ausdrückte, für meine Mühe, einen Beutel mit fünfzig Dukaten, und ließ sich sogleich wieder nach dem Wagen tragen. Ehe ich noch abreisen konnte, rollte der Wagen schon wieder vor meinem Hause vorbey, und was mich am meisten verwunderte, auf einer ganz entgegen gesetzten Strasse, als diejenige ist, die ich ihm nach der Hauptstadt angegeben hatte.

Gräfin. Ausserordentlich besonders, mir wenigstens ganz unbegreiflich! Auch erwähnten sie eines Zettelchens, das der Fremde ins Kästchen soll gelegt haben, und das ich aller sorgfältigen Nachforschung ungeachtet nicht gefunden habe.

Fremder. Ich bürge als eine geschworne Person für die Wahrheit meiner Erzählung. Der Zettel muß sich finden.

Die Gräfin fieng jetzt aufs neue an, das Kästchen rein auszuleeren. Jedes Papier, in welches die Theile des Schmuckes gewickelt waren, ward durchsucht, und man fand nichts. Nach langem vergeblichen Suchen, sah sie endlich ein zusammen gewickeltes Papier auf der Erde liegen, sie hob es auf, und fand folgende sehr unleserlich geschriebene Worte darauf. „Ich übersende beyliegendes, als ein Eigenthum meiner mir immer und ewig theuren Emilie. Ich bitte ihr solches zu überge-

ben, und sie zu versichern, daß ich auch sterbend noch bin ihr treuer Markis Lanego." Der Zettel war in italienischer Sprache geschrieben, und es kostete der Gräfin viel Mühe, dessen Inhalt zusammen zu buchstabiren.

Gräfin. Nun wird mir die ganze Geschichte freylich um vieles heller und deutlicher! Ob ich gleich vieles noch nicht begreife, nie werde begreifen können. War derjenige, der ihnen dieß Kästchen übergab, noch jung? Hatte er nicht schwarze Augen, schwarze Haare?

Fremder. Richtig. Er kann kaum vier und zwanzig Jahr alt seyn, hatte große schwarze Augen und Haare.

Gräfin. Was trug er für ein Kleid?

Fremder. Dieß bin ich zu bestimmen nicht im Stande, weil er in eine lange Decke eingehüllt auf dem Bette lag, sein ganzes Hemde war mit Blut befleckt, und auf der linken Seite hatte er, wie er selbst klagte, zwey gefährliche Wunden.

Gräfin. Sprach er gut deutsch?

Fremder. Er sprach fliessend, aber, da er schwach war, sehr langsam.

Gräfin. Erzählte er ihnen nicht, durch welchen Zufall er sey verwundet worden? Ob durch Mörder? Oder im Duell?

Fremder. Nein! Mehr als einmal befragte ich ihn darüber, aber nie erhielt ich eine Antwort

Nur einmal sagte er, ich hätte die Gefahr vermuthen können, und habe sie doch nicht geachtet.

Gräfin. Es kann kein anderer seyn! Ich glaube jetzt behaupten zu können, daß ich ihn recht gut kenne, vor einigen Tagen noch mit ihm sprach! Freylich Wagen, Pferde, Bediente! Doch was ist diesem unmöglich? Er ists, er ists!

Ehe der Fremde von der Gräfin schied, beschenkte auch sie ihn ansehnlich, und bat ihn dringend, den Weg nachzuforschen, den der Markis genommen hatte, und erführ er seinen Aufenthalt, ihr ja sogleich Nachricht davon zu geben. Der Fremde versprachs, und eilte, um sein Versprechen bald erfüllen zu können, sogleich fort.

Die Gräfin untersuchte nun Emiliens Geschenk nochmals, und fand, daß es zur Tilgung der dringendsten Schulden mehr als hinreichend sey. Sie war, da alles ihrem Lieblinge angehörte, zu gewissenhaft, um es ihr nicht vorher zu zeigen, und ihre Einwilligung dazu zu verlangen. Sie ließ solche rufen, erzählte ihr den ganzen Vorfall und erhielt von dem guten Herzen derselben vollkommene Gewalt, Schmuck und Geld zu ihrer Rettung anzuwenden. Emilie, die eben so fest, wie die Gräfin überzeugt zu seyn glaubte, daß niemand anders, als ihr lieber Savoyarde, ihr dieß prächtige Andenken könne gesendet haben, weinte und jammerte laut um ihn! Er ist, sagte sie, meinem Herzen in den wenigen Augenblicken

als ich mit ihm sprach, sehr theuer geworden. Er wirds mir ewig bleiben, da er jetzt sterbend auch noch so deutlich seine Liebe zu mir bewies. O könnte ich ihn retten, könnte ich ihn pflegen und warten, gerne wollte ich zeitlebens elend und dürftig mit ihm leben. — Die Gräfin suchte sie zu trösten, und erreichte auch ihre Absicht vollkommen, da sie ihr deutlich bewies, daß solch ein Mann, mit so übernatürlichen Kräften versehen, gewiß auch Mittel haben würde, seine Wunden zu heilen. Konnte er sich, setzte sie hinzu, ohne irgend eines Menschen Hilfe, aus dem Schachte retten; konnte er in so kurzer Zeit sich Wagen, Pferde und Bediente verschaffen, so wird er gewiß auch Kräuter finden, die seine Wunden heilen. Harre du indeß nur geduldig; er wird über kurz oder lang gesund wiederkehren, und dich zur glücklichsten Frau machen.

Emilie versprach ruhig zu seyn, und blickte sehnlich dem Tage entgegen, an welchem sie den Liebling ihres Herzens wiedersehen, und umarmen sollte. Ehe zwey Tage vergiengen, hatte die Gräfin die Diamanten an die bestellten Juweliers verkauft, und besaß nun sechzigtausend Gulden baares Geld, womit sie am dritten Tage den größten Theil ihrer Gläubiger befriedigte. Wie sie sich eben in Gesellschaft ihrer Emilie zu Tische setzen, und nun einmal wieder ganz ruhig und schuldenfrey ihr Abendbrod verzehren wollte, langte ein rei-

tender Bote vor ihrem Schlosse an. Er brachte ihr in einem Briefe von dem auf Kundschaft ausgesandten Notarius die schriftliche Nachricht: daß er so glücklich gewesen sey, den Weg, welchen der Markis genommen habe, zu entdecken; er sey, berichtete er weiter, ihm bis in die nächste sächsische Gränz-Stadt nachgereist; hätte aber zu seinem größten Leidwesen den fremden Herrn schon im Sarge angetroffen. Noch am nämlichen Tage sey dieser begraben worden, und was die Bewunderung aller errege, seine Dienerschaft sey nach seinem Tode sogleich verschwunden, auch keine Spur vorhanden, welchen Weg sie geflohen wären. Die Gerichte hätten zwar nach der Hand die Verlassenschaft in Empfang genommen; ausser einigen wenigen Kleidern und Wäsche, aber kein Geld, keine Schrift, nicht einmal einen Brief bey ihm gefunden. Man habe also die gründliche Vermuthung, daß die entflohenen Diener, nach dem Tode ihres Herrn sich alles dessen bemächtigt hätten.

Emiliens Herz wurde bey dieser Nachricht sehr gerührt; sie bewies durch ihre innige Trauer deutlich, wie sehr der nun verstorbene Wolfgang ihrem Herzen theuer geworden war; sie beweinte in ihm einen Liebhaber und Wohlthäter; denn als letzterer hatte er, ihrer Meynung nach, unläugbar bewiesen, daß er sie innig geliebt habe. Dankbarkeit und Liebe gaben ihr also doppelten Stoff zur

Wehmuth, der sie sich ohne Verstellung überließ. Umsonst suchte sie ihre gräfliche Mutter zu trösten; sie verschmähte jeden Trost, und entfernte sich unvermerkt aus der Gesellschaft, um ungehindert weinen zu können. Sie eilte ins freye; der Abend war angenehm und herrlich, der volle Mond beleuchtete mit seinem melancholischen Lichte die ganze Gegend. Ihm ihr Leiden zu klagen, wandelte sie durch die lange Schloßallee hinab, und stand am Ende derselben, in wehmuthsvollen Empfindungen versenkt, stille. In dieser Stellung fühlte sie sich auf einmal, ohne vorher irgend ein Geräusch gehört zu haben, von vielen nervigten Armen angegriffen, welche sie von hinten faßten, sogleich empor hoben, ihr den Kopf verhüllten, den Mund vestopften, und sie so mit größter Eile davon trugen. Nach einigen Minuten hob man sie noch immer vermummt in einen Wagen, der schnell fortfuhr. Umsonst weinte und klagte sie; man schien beydes nicht zu achten; denn niemand antwortete ihr, ob sie gleich deutlich fühlte, daß ihr jemand rechts und links zur Seite saß. Als sie ungefähr eine Stunde gefahren waren, hielt der Wagen stille. Emilie ward wieder herausgehoben, und ungeachtet ihres flehentlichen Bittens, ihres ängstlichen Wimmerns, bis aufs Hemde entkleidet. Ihr Kopf war mit einem dichten Tuche umhüllt, sie konnte also — ein äusserst betrübter Umstand — nicht das geringste sehen.

Nur

Nur ein einzigesmal streifte sie im tapfern Widerstande das Tuch vom Kopfe, und sah zu ihrem größten Erstaunen, daß sie sich in einem Walde befand; daß neben ihr zwey Männer standen, welche sie entkleideten, und daß zwey andere mit Fackeln dazu leuchteten. Sie ward sogleich wieder überwältigt, und aufs neue verhüllt. Man denke sich die Angst, das schmerzliche Gefühl des schamhaften Mädchens, die sich ganz gewiß in den Händen derjenigen Mörder glaubte, welche den armen Wolfgang vor ihren Augen tödteten, und von ihnen vielleicht geschändet, entehret, und dann ermordet zu werden fürchtete. Sie sank in eine Ohnmacht, aus welcher sie erst durch das Rütteln des Wagens erwachte. Zu ihrem größten Erstaunen fand sie sich wieder ganz angekleidet; aber dies Erstaunen mehrte sich noch um ein großes, als sie beym jetzigem freyen Gebrauch ihrer Hände und ihres Gesichtes, sich als Mann angekleidet sah. Sie starrte bald sich, bald den schönen Reisewagen, bald ihre Begleiter an. Der Tag brach eben an, und sie sah nun deutlich, daß ihr zur linken ein alter Herr, ihr gegenüber zwey Domestiken saßen, die jede ihrer Bewegungen sorgfältig beobachteten. Der alte Herr hielt ein Riechfläschgen in seiner Hand, und redete Emilien in einer Sprache an, die sie nicht verstand. Sie antwortete anfangs nicht, denn ihr Erstaunen über alles, was sie sah und hörte, war zu groß, um sprechen

zu können, ihr ganzer Zustand ihr unerklärbar. Als sie sich aber nach einiger Zeit zu erholen, die gewaltsame Tennung von ihrer Mutter zu fühlen anfieng, da brach ihr Herz, sie fieng zu weinen an, und fiel dem alten Herrn zu Füssen. Wer sie auch sind, sprach sie, so läßt mich doch ihre ehrwürdige Miene, ihr hohes Alter, Erbarmen hoffen! Was hab ich gethan, daß man so mit mir verfährt? Wo soll ich hin? O lassen sie mich wieder frey, oder führen sie mich wenigstens wieder zu meiner trostlosen Mutter.

Der alte Herr lächelte spöttisch, und hielt jetzt eine lange ernsthafte Anrede in einer fremden Sprache an sie, wovon Emilie kein Wort verstand. Ungeachtet sie ihm dies wiederholt versicherte, so sprach er doch immerfort, wurde immer ernsthafter, zeigte ihr endlich einen Dolch und eine Pistole, welche er ihr unter fürchterlichen Drohungen auf die Brust setzte. Emilie bebte, und schmiegte sich weinend in die Ecke. Ihr ward, das sah sie bald deutlich, übrigens von allen mit Ehrfurcht begegnet, der alte Herr sprach oft freundlich mit ihr, aber wenn Emilie nicht antwortete, oder ihn in deutscher Sprache versicherte, daß sie ihn nicht verstehe, so ward er wieder zornig, und drohte ihr aufs neue. Der Wagen rollte immer schnell und unaufhörlich fort; nur dann und wann hielt er ein wenig stille, und ehe dieß geschah, wurde allzeit wieder Emilien der Kopf verhüllt, der Mund

verbunden, und sie auf den Boden des Wagens gesezt. In dieser Lage mußte sie oft stundenlang aushalten; auch merkte sie bald deutlich, daß man nur in unbewohnten Gegenden ihr den freyen Gebrauch ihres Gesichtes, ihrer Hände gestatte, auch ihr so gar auszusteigen erlaubte. Aber dann hielt der Alte immer in einiger Entfernung mit der Pistole Wache, und unterließ nie, ihr damit vorher fürchterlich zu drohen. Ihr wurden im Wagen Erfrischungen aller Art angeboten, da sie aber solche hartnäckig verschmähte, so zwang sie der Alte mit eben dieser Pistole anzunehmen, und zu essen, was man ihr reichte. Emilie weinte viel, härmte und kümmerte sich sehr, denn sie war nie aus dem Hause ihrer Pflegmutter entfernt gewesen, hatte sie immer zur Seite gehabt, und befand sich jezt unter den Händen fremder Männer, die ihre Sprache nicht einmal verstanden.

Ein Umstand, der jedem jungen, schamhaften Mädchen schon unerträglich seyn mußte, und der doch nur ein kleines Uebel gegen die Ungewißheit ihres Schicksals war! Die Begierde, den Ausgang desselben zu erfahren, marterte das arme Mädchen beständig. Sie vermochte nicht zu schlafen, und nur ihre jugendlichen, noch ganz unbenuzten Kräfte hielten sie aufrecht. Oft bemächtigte sich ihres Herzens der Gedanke zur Flucht, und ward noch lebhaft rege, wenn in der Nacht ihre Begleiter vom Schlafe überwältigt wurden;

bald ward sie inne, daß auch dieses Mittel unmöglich sey; denn zu dieser Zeit ritten allemal zwey Domestiken, die am Tage auf dem Bocke saßen, dem Wagen zur Seite, und weckten jedesmal die Wächter am Wagen, wenn sie an einen Ort kamen, wo sie frische Pferde erhielten. Vier Tage und fünf Nächte waren sie fortgefahren, und Emilie die unter dieser Zeit keine warme Speise, keinen Löffel Suppe genossen hatte, fühlte sich schon sehr schwach, als bey Anbruch des fünften Tages, der Wagen auf einmal vor einem Hause stille hielt, ohne daß man sie vorher, wie gewöhnlich, verhüllt hätte. Zu ihrem großen Erstaunen ward vielmehr die Thüre des Wagens geöfnet, und sie zum Aussteigen genöthigt. Man trat in ein Zimmer; aber Emiliens Freude schwand bald um ein großes, als sie hörte, daß alle Bewohner des Hauses die nämliche Sprache redeten, mit welcher ihre Begleiter sie täglich marterten, und sie sah nun deutlich ein, daß sie sich jetzt in dem Lande befinde, wo diese Sprache die Landessprache sey. Man brachte Emilien Kaffee, sie verschlang ihn mit großer Begierde, und der alte Herr mühte sich mehr als jemals, sie zu unterhalten. Da aber Emilie ihn aufs neue versicherte, daß sie kein Wort von allem verstehe, so endigte sich die Unterhaltung abermals mit Vorwürfen, und Emilie sah deutlich, daß er über ihr Betragen bey dem Besitzer des Hauses Klagen

führte, ihm eine Schrift zeigte, und dessen große Bewunderung damit erregte. Sie war der Räthsel aber schon so sehr gewohnt, daß ihr diß alles gleichgiltig schien, und sie, in sich vertieft, die weitere Unterhaltung gar nicht einmal beobachtete.

Bald darauf ward sie genöthigt, weiter zu reisen! Die Reise gieng jezt langsamer, ihre Begleiter kehrten ordentlich ein, ihr ward zu essen und zu trinken in Fülle gereicht, und jedesmal ein besonderer Tisch für sie gedeckt. Am Abende reichte ihr der Alte, da er sie in ein besonders Schlafgemach führte, so gar einen Pack Frauenzimmerkleider, welche nach genauer Untersuchung, diejenigen, welche sie sonst trug, an Schönheit weit übertrafen. Sie fühlte beym Anblicke dieser Kleider zum erstenmale wieder wahre Freude, sie küßte aus Dankbarkeit des alten Hand, der dieß ehrerbietig zu verhindern suchte, dagegen die ihrige küßte und sich entfernte.

Eines ihrer größten Leiden war bißher der Zwang, Mannskleider zu tragen, gewesen. Ihr linkes komisches Betragen in dieser Tracht erregte oft das Lächeln ihrer Begleiter, und machte sie eben so oft schamroth. Ein langer Mantel, den man ihr auf der Reise gereicht hatte, war daher ihr einziger Trost, und sie war nur dann zufrieden, wenn sie sich ganz in ihn hüllen konnte. Jedes Mädchen, das sich jezt in Emiliens Lage

denkt, wirds der Aermsten daher gern verzeihen, wenn sie sogleich die lange entbehrten Kleider anzog, und nur in diesen sich aufs Bette warf, auch zum erstenmale sanft schlief.

Am Abende des zehnten Tages nach dieser Metamorphose fuhr der Wagen länger als gewöhnlich fort; Emiliens alter Begleiter war an diesem Tag beredsamer; sie merkte deutlich, daß er sehr dringend, ernsthaft und oft rührend spräche, daß er Antwort von ihr heische, und sie flehentlich darum bitte. So gerne nun Emilie sein Verlangen erfüllt hätte, so war es ihr doch unmöglich; sie konnte nur durch Thränen und Geberden seine Fragen beantworten, und mußte es geduldig leiden, wenn der Alte wieder aufbrauste, ihre Hand von sich stieß, und fürchterlich zu drohen anfieng. Erst um Mitternacht endigte er seine Drohungen, und der Wagen hielt bald darauf an einem großen Gebäude stille, das in einer wüsten, und rings mit Wald umgebnen Gegend lag. Emilie, die bisher in ihrem Herzen immer noch täglich einen Plan zur Flucht entworfen hatte, aber keinen auszuführen vermochte, erschrack sehr, als sie dies Gebäude, welches von der Form der gewöhnlichen so ganz unterschieden war, erblikte. Eine innre Ahndung stellte ihr solches sogleich als das Ziel ihrer Reise vor; sie hofte hier zwar Aufklärung dieser äusserst räthselhaften Reise, aber auch neues Unglück zu erfahren. Nach langem

Klopfen uud Anläuten an einer großen Glocke, nach einigen Fragen, welche durch ein Fenster des Gebäudes an die draussen Harrenden gemacht wurde, öfnete sich endlich die Thüre. Zwei Weiber, deren besondrer Anzug Emilien in Verwunderung setzte, traten mit Lampen in der Hand herab, und übernahmen die erstaunte Emilie, welche aus dem Wagen gehoben, und nebst einem Briefe den Weibern übergeben wurde. Die Thüre schloß sich sogleich wieder, und Emiliens Erstaunen wuchs zur Riesengröße, als sie sich auf einmal von allen ihren bisherigen Begleitern verlassen, blos in der Gesellschaft dieser zwey Weiber befand. Sie führten die Staunende durch einen langen düstern Gang, welchen sparsam einige Lampen erleuchteten, eröffneten ein kleines Gemach, und nöthigten sie einzutreten. Sie sprachen viel mit ihr, aber Emilie verstand kein Wort, und diese verwunderten sich eben so sehr, wenn Emilie ihnen deutsch antwortete. Sie liessen sie endlich allein, und Emiliens Angst und Schrecken mehrte sich um ein grosses, als sie die Möbeln ihres Zimmers näher zu untersuchen anfieng. In einer Ecke desselben stand ein Strobette, worauf eine wollene schlechte Decke lag, nahe bey diesem ein kleiner Altar, und darauf ein Kruzifix nebst einigen andern Bildern. Ein kleiner hölzerner Tisch, und ein Stuhl waren die übrigen und einzigen Verzierungen dieses Zimmers.

Meine Leser werden sogleich einsehen, daß sich Emilie in einer Klosterzelle befand; dies konnte aber sie nicht vermuthen, da sie in der protestantischen Religion, und von Jugend auf in einer Einöde erzogen wurde, wo sie nie einen katholischen Geistlichen sah, nie einen Begriff von einem Kloster fassen konnte. Auch war es dazumal noch nicht Dichtermode, Mönchs- und Nonnengeschichten zu romantisiren, und folglich konnte die Aermste auch aus dieser Art von Lectüre nicht mit dem Innern eines Klosters bekannt worden seyn. Ihr war es daher leicht zu verzeihen, wenn sie durch die schlechten Möbeln erschreckt, in einem Gefängniß zu seyn wähnte, und sich ganz der Wehmuth überließ. Sie lief ans Fenster um ihrem bangem Herzen freye Luft zu schaffen, aber das dichte Gegitter, welches dieses umgab, schreckte sie zurück, und bestärkte sie noch mehr in ihrer fürchterlichen Muthmassung. Es war schon Mitternacht, sie selbst war äusserst müde von der langen, ungewöhnlichen Reise; aber kein Schlaf kam in ihr Auge. Sie bebte vor dem Bette zurück, auf welchem, ihrer schon glühenden Einbildungskraft nach, manches unschuldige Opfer den Todeskampf gerungen hatte, und als sie auf einmal den Schall einer dumpfen Glocke, bald darauf Lärm im ganzen Gebäude, und endlich kläglich beten hörte, da sah diese nämliche Einbildungskraft einen armen Sünder, von deren Ende ihr

ihre Pflegmutter manches erzählt hatte, auf den Richtplatz führen, dachte sich in seine schreckliche Lage, und sank ohnmächtig zu Boden.

Früh fanden sie die Nonnen noch in diesem kläglichen Zustande. Eine brennende Fieberhitze, — die natürliche Folge so vieler Angst und Schreckens, — hatte sich ihres Körpers bemächtigt, und ihr den Gebrauch der Vernunft geraubt; sie phantasirte schrecklich, und hielt jede Nonne, die sich ihr nahte, für einen Henkersknecht. Mit Mühe konnten die schwachen Geschöpfe sie aufs Bette bringen, und mußten sie, um solche darinne zu erhalten, darauf gürten. Hier lag nun die arme Verlaßne, und schmachtete langsam ihrem Ende entgegen. Alle Hilfe, welche die Nonnen anwandten, war vergebens. Der geistliche und körperliche Arzt, welche beyde sogleich geruffen wurden, konnte nichts zu ihrer Linderung beytragen. Das schreckliche Fieber wüthtete unaufhaltsom fort, und vermehrte ihre Phantasie.

Am zwanzigsten Tage ihres Leidens empfieng sie die General-Absolution, und die lezte Oehlung, ohne zu wissen, was man ihr reiche, und am Abende dieses Tages meldeten die Nonnen der Oberin, daß die kranke Fremde so eben verschieden sey.

Sechster Abschnitt.

Jacobs, des deutschen Dorfwirths, Freunde und Mitglieder, die allzeit zum Morden rüstige Banditen, erfuhren nach seiner Abreise aus Italien immer stärkere und grössere Verfolgung. Die schlafende Gerechtigkeit war nun einmal geweckt, und verfolgte alle schrecklich. Nirgends mehr sicher, beschloß der größere Hause, Jakobs Beyspiel zu folgen, das undankbare Vaterland auf einige Zeit zu verlassen, und indeß den deutschen Jakob in seiner Heymath zu besuchen. Vielleicht, sprachen sie unter sich, giebts dort auch etwas zu thun, und wenn der kalte Teutsche gleich ruhig zusieht, wenn ein anderer ihn zum Hahnrey macht, so kann es doch Fälle geben, in welchen man wär' es auch auf der offnen Strasse, Beute machen, und bis der Sturm hier sich legt, ehrlich und redlich leben kann.

Jakob machte große Augen, als er einst in der Hauptstadt zwey seiner vertrautesten Kameraden auf der Gasse begegnete, und durch diese erfuhr, daß noch zwanzig andere sich ebenfalls hier befänden. Ihre Freude, ihn so unverhoft zu treffen, war groß, die seinige aber sehr gemässigt, weil er sich wirklich fest vorgenommen hatte, nie mehr zu morden, und sein gesammeltes Geld in Ruhe zu verzehren. Doch ward er in dieser Gesellschaft

bald anders Sinnes, und beschloß, da hier mit Banditen-Geschäften nichts zu thun sey, sich in ihrer Gesellschaft auf Strassenraub zu verlegen. Er führte sie in einen Wald, durch welchen die Strasse nach Sachsen gieng, und ehe ein Tag verstrich, hatten die nach Raub begierigen Banditen schon drey Wagen beraubt, und eben so viel Menschen gemordet.

Diese ungewöhnliche Nachricht schreckte die ganze Gegend; alles sprach von Mördern, und rüstete sich wider sie! Als daher einer der Räuber sich in ein Dorf wagte, um Lebensmittel zu kaufen, ward er von den Bauern sogleich als verdächtig angehalten. Durch ihren treuen Jacob erfuhren jene, daß ihr Kamerad noch diesen Abend von dem Dorfrichter nach dem Amte zur förmlichen Inquisition geführt werden sollte; sie paßten also am Wege auf ihn, und befreyten, indem sie ihren Mitgenossen zu retten glaubten, den armen Wolfgang, der fest gebunden eben dazumal auch diese Strasse geführt wurde. Kein Wunder war es also, daß Wolfgang, da in dieser Nacht wieder so viele Mordthaten geschahen, sogleich als er das Dorf betrat, arretirt, und weil der Wirth des alten Kapitains, Wolfgangs Kleidung genau beschrieben hatte, für einen Mörder bekannt wurde.

Wolfgang ward dazumal unwissend auf das Schloß der Gräfin M. . . geführt, weil das

Dorf, in welchem man ihn anhielt, in ihrem Gerichtsbezirke lag, und, wie meine Leser sich noch erinnern werden, in einem Keller aus Mangel eines bessern Gefängnisses eingesperrt. In diesem Keller nun sollte, nach Aussage eines fremden, sich eben da aufhaltenden Jägers, ein grosser Schatz verborgen liegen. Der Verwalter der Gräfin M..., welcher, wenn er seiner Herrschaft aufwartete, aus ihrem Munde hörte, daß in hiesiger Gegend entsetzlich viele und grosse Schätze verborgen lägen, vernahm durch einen Bauern die Rede des Jägers, und ließ ihn sogleich zu sich rufen. Der Jäger behauptete nicht allein seine Aussage, sondern auch die Versicherung, daß dieser Schatz leicht zu heben sey, und er ihn aufzuheben gelobe, wenn der Verwalter ein neues Kleid, und einige Wäsche, für ihn sechs neue Thaler, und eben so viel neue Dukaten für den diesen Schatz bewachenden Geist, drauf wenden wolle. Der Verwalter gieng alles ein, versprach die Geschenke an Ort und Stelle mitzubringen, und der listige Jäger hofte beydes, ohne den Schatz zu erheben, nicht allein zu erhaschen, sondern auch damit glücklich zu entwischen, Eben bereitete sich der einfältige Verwalter zur Hebung des Schatzes auf seinem Zimmer mit Beten und Singen, als Wolfgang gefänglich eingeliefert, und ohne des erstern Wissen in den Keller gesperrt wurde. Wie

er nun mit allem Nöthigen ausgerüstet an der sonst offnen Thüre erschien, so fand er sie wieder Vermuthen versperrt, und da der auf seinen Raub begierige Jäger ihm versicherte, daß nur diese Nacht der Schatz ohne Gefahr gehoben werden könne, so beschlossen beyde, durch das Luftloch des Kellers hinabzusteigen, welches sie aus dieser Absicht mit ihren Werkzeugen erweiterten. Der Jäger, welcher schon öfters Betrügereyen dieser Art ausgeübt hatte, war, um mehr Eindruck bey dem dummen Verwalter zu verursachen, als Zauberer gekleidet, daher kam es, daß der im Keller eingesperrte Wolfgang ihn für einen wirklichen Zauberer hielt. Eben so natürlich war es auch, daß beyde durch seinen fürchterlichen Zuruf geschreckt, die Flucht ergriefen, alles im Stiche liessen, und Wolfgangen den Weg zeigten, auf welchem auch er ungehindert mit dem zurückgelaßnen Päckchen entfliehen konnte.

Der Dorfwirth, welchen Jacob mit seiner erdichteten Erzählung weidlich betrogen, und der durch seine Schwatzhaftigkeit dem armen Wolfgang so viele Ehrenbezeugungen, aber auch mancherley Unglück verursacht hatte, begegneten am andern Morgen dem eben auf Raub wandernden Jacob. Er erzählte diesem, daß der junge Markis vor einigen Tagen wirklich in der Gestalt eines Mäusefallen- und Hechelkrämers angekommen sey,

und bey ihm übernachtet hätte. Jacob horchte bey dieser Nachricht hoch auf, und erfuhr durch weiters Forschen, daß sein Gevatter ungeachtet seiner Zusage nicht reinen Mund gehalten, die Geschichte mehrern erzählt habe, und daß nun sowohl Herr von Tiefenthal, als auch die Gräfin M... sich eifrig bemühten, den vermeynten Marquis an sich zu ketten, um auf seine Belohnung Anspruch machen zu können. Er versprach seinem darüber eifersüchtigen Gevatter, bey Gelegenheit den jungen Marquis von diesen eigennützigen Absichten zu unterrichten und eilte vorwärts. Ueber kurz oder lang, dachte er nun im Gehen, wirds entdeckt werden, daß der von mir prophezeyhte Marquis wirklich nur ein armer Hechelkrämer ist, und ich werde dann eben so natürlich in meiner Lüge stecken bleiben, mir vielleicht gar eine gerichtliche Untersuchung auf den Hals ziehen. Am besten ists also, daß ich der Entdeckung zuvorkomme, und den Verräther auf die Seite schaffe. Er berathschlagte darüber mit seinen Kameradan, und gieng mit einem von diesen aus, um den armen Tropf aufzusuchen. Eben giengen beyde in dieser Absicht durch den Wald nach der Gräfin M... Schloße, als sie von ferne schon den armen Wolfgang mit Emilien, Hand in Hand, die Anhöhe herab kammen sahen. Sie erkannten in ihm sogleich ihr Opfer, schlichen näher, und stiessen ihn mit einigen Dolchstichen zu Boden. Der

eben so unschuldigen Emilie schonten sie absichtlich, damit diese seinen Tod in der Gegend verbreiten, und alle glauben machen solle, daß der Hechelkrämer wirklich eine vornehme Person gewesen seyn müsse, weil ihn verlarvte Männer, ohne ihn zu berauben, und indem sie ihn Marquis nannten, ermordet hätten.

Siebenter Abschnitt.

Liebe kennt keinen Rang, kein Gesetz; sie achtet keine Drohung, verspottet alle Gefahr, und überwindet alle Hindernisse, die sich felsenähnlich ihr entgegen stemmen. Diesen schon oft bewiesenen Satz bestättigt die Geschichte der jungen Herzogin R..., die ich meinen Lesern zu erzählen eile. Ihr Vater war in Italien groß und reich, sie seine einzige Tochter und folglich Erbin seiner ansehnlichen Güter. Um ihre Hand buhlten die Söhne der vornehmsten Familien Wälschlandes; ihrer allgemeinen bekannten Schönheit brachten ganze Schaaren von Liebhabern Weihrauch und tiefe Verehrung zum Opfer dar. Die so hoch Geehrte blieb aber bey allen diesen Opfern unempfindlich, und liebte im Stillen, aber mit desto grösserer Zärtlichkeit, schon lange einen armen Marquis, der zwar jung und schön, aber äusserst dürftig, aus Mangel andrer Hilfe, als Stallmeister ihrem Vater schon seit einigen Jahren diente. Sie, die vorher nur äusserst selten spazieren ritt, fand jezt in Gesellschaft des Allgeliebten in dieser Bewegung ihr einziges Vergnügen. Oft, wenn sie an seiner Seite einen einsamen Wald durchzog, und ihr schneller Galopp absichtlich das Dienerheer weit hinter sich gelassen hatte, ward ihr Blick kühner, ihre Mine beredter.

Der glückliche Stallmeister verstand sie endlich, und

und die jungen, unerfahrnen Kinder überliessen sich bald ganz der Leitung ihrer mächtigen Leidenschaft. Als sie bald darauf sich einigemal im Gebüsche verirrten, und nach Verlauf vieler Stunden, erst bey ihren Begleitern eintrafen, wurden diese aufmerksam, schöpften wahrscheinlichen Verdacht, und eilten solchen dem alten Herzoge zu entdecken. Dieser entließ sogleich, ohne seiner Tochter die Ursache zu sagen, den Stallmeister seiner Dienste, und hofte auf diese Art den ganzen Roman ohne Aufsehen geendigt zu haben. Aber die Vorsicht des guten Alten kam zu spät. Einen Monat früher hätte vielleicht die junge Herzogin ihren Geliebten vergessen können, aber jezt erinnerte sie sich täglich und stündlich seiner, weil sie ein Pfand seiner Liebe unter ihrem Herzen trug, das mächtig für seinen Urheber sprach, und ihre Liebe zu ihm, aber auch ihre Angst, ihren Kummer um ein grosses mehrte. Sie fand bald Gelegenheit, ihren Geliebten schriftlich von leztern zu benachrichtigen, und dieser beschwur sie, sich der gränzenlosen Wuth ihrer Aeltern nicht aussezen; und mit ihm in die weite Welt zu fliehen. Die geängstigte Herzogin machte zu dieser Flucht die eilfertigsten Anstalten, und nahm, als sie solche glücklich ausführte, ihren ganzen Schmuck, und ihres Vaters gefüllte Schatulle mit sich.

Der alte Herzog war wüthend, als er die

Flucht seines einzigen Kindes erfuhr. Er schwur, all sein Vermögen aufzuopfern, wenn er nur sie wieder sehen, und Rache an dem Thäter nehmen könne. Er sandte nach allen Gegenden Kundschafter aus, versah sie mit grossen Summen, und beschwur sie, nicht ohne die Entflohnen rückzukehren. Alle kehrten nach und nach, ohne ihre Absicht erreicht zu haben, leer zurück; nur der Haushofmeister des Herzogs war noch in der Verfolgung der Aermsten begriffen. Seine Briefe waren des wüthenden Vaters einziges Labsal, seine einzige Hofnung; denn dieser Mann schrieb immer, daß er den Fliehenden auf der Spur sey, und sie gewiß noch zu erhaschen hoffe. Dieser strenge, aber treue Diener seines Herrn, hatte in Italien brreits sich vier Männer, deren Fähigkeit er in diesem Fache aus Erfahrung kannte, zu seinen Begleitern erwählt, und mit Hilfe dieser vortreflichen Spürhunde entdeckte er immer den Aufenthalt der geängstigten Liebenden, die mehr als einmal deutlich merkten, daß sie verfolgt wurden, und daher stets noch Früh genug ihre weitre Flucht begannen. Schon waren die armen Verlaßnen ganz Frankreich und die grössere Hälfte von Teutschland durchwandert, als sie endlich zu Leipzig ankamen, und hier, weil sie schon lange keine weitre Verfolgung erfahren hatten, auszuruhen beschlossen. Die Baronin von Z... aus Dresden logirte in den nämlichen Gasthofe, in wel-

chem der Marquis mit seiner Herzogin abstieg. Die reine, unschuldige Engelsmiene der leztern interessirte die Baronin, sie suchte mit der Herzogin bekannt zu werden, und dieser wars Labsal im fremden Lande eine Freundin zu finden, die innigen Antheil an ihrem Schicksale zu nehmen schien.

Schon waren beyde durch das Freundschaftsband enge vereinigt; schon wollte die junge Herzogin ihr alle ihre Geheimnisse öffnen, als der Marquis ganz verwirrt ins Zimmer trat, und seiner Geliebten in kurzen Worten kund machte: daß eben diesen Augenblick hier in Leipzig der alte Haushofmeister ihres Vaters angekommen, und in einem nahen Gasthofe abgestiegen sey. Ich gieng, endigte der Erschrockne eben vorüber, als er aus dem Wagen stieg. Ich erkannte ihn deutlich, und kann nicht dafür stehen, daß nicht auch er mich erkannt hat. Die Herzogin jammerte laut über diese Nachricht, und als die Baronin liebreich nach der Ursach ihres Kummers forschte, so entdeckten ihr die aufs neue Geängstigten alles, flehten um Rath, Hilfe und Schutz. Dieser soll ihnen, sagte die gerührte Baronin, durch mich werden. Sie müssen fliehen, aber so fliehen, daß ihre Verfolger sie nicht mehr entdecken können. Auf der weiten, volkreichen Hauptstrasse, von einer grossen Stadt zur andern, werden diese ihnen immer folgen, und sie nie Ruhe geniessen. Ich

habe im Bayreuthischen eine Freundin, die Gefühl hat, und die Macht der Liebe kennt. Zu ihr will ich sie senden; sie werden dort wohl empfangen werden, und unter ihrem Schutze so lange sicher leben können, bis der Sturm sich leget, und der Zorn ihrer Aeltern ermattet.

Beyde dankten innigst für diesen Rath, und reißten noch in der nämlichen Nacht ab. Die Baronin gab ihnen ihren Kammerdiener, und ein Empfehlungsschreiben an die Gräfin M... mit; denn dies war die Freundin, deren Schutz sie solche dringend empfahl. Der aller Abwege kundige Kammerdiener führte sie auf diesen glücklich über die Gränze. Schon glaubten sie aller Gefahr entronnen zu seyn, als sie, noch eine Stunde von dem Schlosse der Gräfin entfernt, von sechs verlarvten Männern in einem Walde angehalten wurden. Es waren Jakobs berüchtigte Kameraden, die hier auf Raub lauerten, und ihn in diesem Wagen zu finden hoften. Diesmal betrog sie aber ihre Erwartung; denn, ob es ihnen gleich gelang, dem Marquis, welcher seine Geliebte zu schützen suchte, mit einigen Dolchstichen zu verwunden, so wurden sie doch bald durch seine gut bewafneten Bedienten am weitern Morgen verhindert, und mußten selbst verwundet ihr Heil in der Flucht suchen.

Der Wagen eilte nun schnell vorwärts, weil sie diese Räuber für gedungene Mörder der er-

zürntern Aeltern hielten, und einen neuen, verstärkten Angriff befürchteten. Erst am Ende des Walds hielten sie stille, und bemühten sich das Blut zu stillen, welches häufig aus des Marquis Wunden floß. Dieser war aber mehr für seine Geliebte, die ohnmächtig an seiner Seite lag, als für sein Leben besorgt. Achtet meiner nicht, sagte er immer, steht nur ihr bey! Rettet sie! denn ich fürchte nur allzusehr, daß der grosse Schrecken ihre nahe Niederkunft befördern, und alle weitere Flucht unmöglich machen wird. Der Kammerdiener war seiner Meynung, und rieth daher im nächsten Dorfe einen Wagen zu miethen. Indeß sie, setzte er hinzu, in die nächste Stadt zu einem Wundarzt eilen, will ich auf diesem die Herzogin nach dem Schloß der Gräfin bringen. Dort wird sie in den Armen einer Freundin Hilfe und Trost finden, und ich eile dann wieder zu ihnen, um ihnen beyzustehen; um sie, wenn ihre Wunden es nicht hindern, auch unbemerkt dahin zu führen, nnd so alle weitre Verfolgung zn vereiteln.

Der Marquis fand diesen Plan vortreflich, und beschwur den Kammerdiener, ihn nur so geschwind als möglich auszuführen; denn seine Wunden schmerzten ihn sehr, und auch er fieng an, nach Hilfe zu lechzen. Eben wollten sie weiter fahren, als eine leichte Gutsche, in der ein gut gekleideter Landmann saß, welcher die Pferde

selbst regierte, bey ihnen vorüber rollte. Der Kammerdiener rief ihm zu: ob er nicht gegen doppelte Bezahlung eine ohnmächtige und kranke Dame, welche durch einen räuberischen Angriff so so sehr sey erschreckt worden, nach der Gräfin M... Schloße führen wollte? Der Mann fand sich zu aller Freude sogleich willig und bereit, und alles jubelte, daß eine so glückliche Gelegenheit ihren Plan befördern solle. Die noch immer ohnmächtige Herzogin ward sogleich in den Wagen getragen. Eine kleine Reiseapotheke, welche die Form einer Schatulle hatte, war alles, was man in der Eile mitnahm. Der Kammerdiener sezte sich zu ihr, und der arme Marquis schied von seiner Geliebten, ohne ihr ein Lebewohl sagen zu können! Nur die Hofnung, sie bald wieder zu sehen, machte ihm diesen Abschied erträglich.

Herzlich leid ist mirs, daß ich im Voraus sogleich ihm und meinen Lesern die Hoffnung rauben, die Herzen der leztern sogar mit neuer Angst füllen muß, weil eben dieser Mann, dem die Herzogin anvertraut wurde, der berüchtigte, und zum Morden allzeit fertige Jacob war. Er hatte am frühen Morgen den armen Wolfgang gemordet, und wollte jetzt seine Kameraden im Walde besuchen, um zu hören, wie sie ihr Tagwerk vollendet hätten. Die Gelegenheit zur neuen, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht unbeträchtlichen Beute

war zu reizend für ihn, um sie ungenützt vorbey zu lassen. Er führte die armen Betrogenen absichtlich irre, hielt in einem abgelegnen Theile des Parks stille, und stieß, indem sich der Kammerdiener eben mit der anklebenden Herzogin beschäftigte, beyden den Dolch ins Herz. Seine erste Beschäftigung nach dieser That war, den Gemordeten alle Habseligkeiten zu rauben, und dann ihre Körper vor aller Endeckung zu verbergen. Er trug zuerst den entleibten Kammerdiener eine lange Strecke fort bis an einen Bach, dessen unergründliche Tiefe ihm bekannt war. Da ihn aber dieser Gang sehr ermüdete, und die Furcht, entdeckt zu werden, ihn ängstigte, so warf er der Herzogin Körper in einen nahen Schacht, den er tief genug achtete, seine That vor allen Menschen zu verbergen. Nun eilte er schnell nach dem Walde zu seinen übrigen Kameraden, denen er von seiner Beute Nachricht gab, sie aber zugleich warnte, damit nicht der noch lebende Herr die Gerichte gegen sie auffordern, und in ihrer Höhle sie überfallen könne. Er selbst führte die Verwundeten über die Grenze, und daher kam's, daß die Jäger und Bauern, welche am andern Tage darauf den Wald durchsuchten, keine Spur von Räubern darinne fanden.

Der verwundete Marquis, welcher im nahen Städtchen keinen Wundarzt fand, seine Entkräftung immer zunahmen, seine Wunden tödtlicher

werden sah, sandte von da aus den Notarius mit allen entbehrlichen Kostbarkeiten an die Gräfin M... ab, bey welcher er seine Geliebte in Sicherheit glaubte. Auch die Herzogin hieß Emilie, und daher entstand der meinen Lesern schon bekannte Irrthum. Ihr selbst konnte er aus Schwachheit nicht schreiben, und wollte sie nur, wenn er sterben sollte, vor künftigem Mangel schützen. Er fuhr sogleich weiter, nahm den Weg nach einem kleinen sächsischen Städtchen, wo nach des Wirths Aussage geschickte Wundärzte wohnten, und starb zu sehr entkräftet beym ersten Verbande. Vorher theilte er sein übriges Geld unter seine Bedienten, und befahl ihnen, sich so gleich nach seinem Tode zu entfernen, um nicht etwan der Rache des nachforschenden Herzogs ausgesezt zu werden. Einem davon vertraute er seinem kostbaren Ring und einen Brief an die Gräfin, in welchem er ihr seinen Tod berichtete, sie Emiliens Mutter zu seyn beschwur, und aufs dringendste bat, ihr bey jetzigen Umständen seinen Tod nicht zu entdecken. Der ungetreue Bediente fand es aber für besser, den Brief nicht zu übergeben, und den Ring für sich zu behalten. Er reißte nach Leipzig, um dort seine Beute zu verkaufen, und dann heimzukehren in sein Vaterland. Eben gieng er aus ersterer Absicht auf den Gassen dieser Stadt umher, als ihm die Gesellschafter des herzoglichen Haushofmeisters begegneten, die ihn sogleich

für einen Italiener erkannten; sie machten schnelle Bekanntschaft mit ihm, und erfuhren bey einem Glase Wein seines unglücklichen Herrn ganze Geschichte. Auch erzählte er ihnen, daß die junge Herzogin, wie er nicht anders vermuthen konnte, sich bey der Gräfin M... befinde, und dort noch immer auf die Ankunft ihres Marquis harre. Froh über diese Entdeckung, führten sie den Verräther sogleich vors Bette ihres kranken Chefs, den die ungewohnten Strapazen der langwierigen Reise so entkräftet hatten, daß er es seit vielen Tagen hüten mußte. Seine Krankheit hatte seine übrigen Kameraden an aller Nachforschung nach den armen Flüchtlingen verhindert, und schon glaubte er ihre Spur auf immer verlohren zu haben, als er auf einmal durch sichere Nachrichten wieder erfreut wurde. Er versprach dem treulosen Bedienten tausend Zechinen, wenn er die Herzogin durch List in ihre Hände liefern wollte, und dieser fand sich sogleich willig, dies Geld zu verdienen. Noch in der nämlichen Nacht wurde der ganze Entführungsplan entworfen. Da der kranke Haushofmeister das Ende seiner Krankheit nicht so bald erwarten konnte, und doch die Zeit nützen wollte, vertraute er die Ausführung dieses Planes einem seiner Kameraden, der einst Hauptmann der Sbirren zu Mantua war, und Unternehmungen dieser Art geschickt auszuführen wußte. Dieser wählte sich noch dreye aus den übrigen Begleitern, deren

Muth er in ähnlichen Fällen schon geprüft hatte, die aber alle, eben so wie er, die junge Herzogin nicht persönlich kannten, und sie, da sie stets zu Mantua wohnten, nie gesehen hatten. Der Haushofmeister versprach, so bald er gesund seyn würde, ihnen nachzufolgen, und wenn er sie auf der Reise nicht mehr einholen sollte, so befahl er ihnen, die Gefangenen in das Kloster della redemptione zu führen, an dessen Aebtißin er ihnen einen Brief mitgab. Auch versah er sie mit Briefen an den Herzog und mit Reisegeld in Menge.

Einer von ihnen reißte voraus, um auf der dem Schloße der Gräfin nächstgelegenen Poststation Pferde zu bestellen; bis dahin aber bedienten sie sich erkaufter Pferde, und der treulose Bediente, der überdies noch deutsch sprach, war ihr Gutscher. Der für alles sorgende Haushofmeister befahl ihnen überdies, in allen protestantischen Ländern, die größte Vorsicht anzuwenden, weil seiner Meynung nach die junge Herzogin, welch die deutsche Sprache vollkommen redete, sogleich frey und geschüzt seyn würde, wenn sie um Hilfe rief, und diesen Glauben anzunehmen sich erböte; er versah sie daher mit männlichen und weiblichen Kleidungen, und trug ihnen auf, die Herzogin als Mann zu verkleiden. Dem Verräther ward, wenn er seinen Auftrag gut ausführe, die Auszahlung der tausend Zechinen auf der ersten Poststation zugesichert; von wo aus er sogleich wieder

mit den Pferden nach Leipzig zurück reiten, und dem da harrenden Kranken die glückliche Ausführung hinterbringen sollte. Schon am dritten Tage reißten sie ab, und langten in der Abenddämmerung des fünften unfern der Gräfin Schlosse an. Nach dem bereits entworfenen Plane sollte der Verräther sich in dasselbige schleichen, und der Herzogin insgeheim sagen: daß der Marquis, welcher bereits sich sehr bessere, ihn abschicke, sie vor der Gräfin zu warnen, welche sichern Beweisen nach mit den Ausspähern ihres Vaters verstanden sey, und sie ihnen nächstens überliefern werde. Er beschwöre sie daher, seinem Abgesandten heimlich zu folgen, und in seine offne Arme zu eilen, mit welchem er sie unweit dem Schlosse in seinem Wagen erwarte.

In diesem Falle, hofte jeder, würde die Unerfahre sicher gehen, weil überdies noch der ungetreue Bediente stets des Marquis Vertrauter, und wegen seiner deutschen Sprachkunde beyden schätzbar war. Er schlich sich eben aus dieser Absicht die Schloßallee hinab, als Emilie solche herauf gieng, und ihren Wolfgang beweinte. Der Schatten der Bäume, das blaße und folglich noch mehr trügende Mondslicht führte den Verräther irre. Er glaubte ganz gewiß in ihr die junge Herzogin zu erblicken, und eilte seinen harrenden Kameraden von diesem glücklichen Umstande Nachricht zu geben. Diese eilten erfreut herbey, und ergriffen

Emilien, als sie sich eben auf einer Rasenbank setzen wollte. Alle kannten wie ich schon oben erwähnt, die Herzogin nicht; ihnen war es also gar nicht zu verdenken, daß sie den Irrthum nicht einsahen, und ganz gewiß die Herzogin, der Emilie überdies noch etwas ähnlich sah, erhascht zu haben glaubten. Der einzige Bediente, welcher sie kannte, war, als er ihnen die Nachricht brachte, bey den Pferden zurückgeblieben, und fuhr, weil er das Amt eines Gutschers verwaltete, ohne den Irrthum zu muthmassen, rasch fort, als man die Leute in den Wagen hob. Erst im Walde, als Emilie umgekleidet wurde, erkannte der Unglückliche seinen Irrthum. Mehr als einmal wollte er ihn auch seinen Kameraden entdecken; da er aber überlegte, daß er dadurch seine versprochene Belohnung verlieren, und, wenn man die Unschuldige frey ließe, solche nie erhalten würde, so beschloß er weislich zu schweigen, und den übrigen diesen Irrthum nicht zu enthüllen. Sey die Unbekannte auch wer sie will, dachte er, sie wird am Ende doch erkannt, und ihr die ausgestandne Angst noch gut gezahlt werden. Mit Zittern forderte er also, da sie auf der bestimmten Poststation glücklich angelangt waren, seine Belohnung, und als er diese erhalten hatte, so gelobte er zwar dem kranken Haushofmeister Nachricht von allem zu bringen, ließ aber die Pferde im nächsten Walde laufen, und nahm seinen Weg

nach Tyrol, um von da unbemerkt in sein Vaterland rückzukehren. Seine Abreise machte es Emilien unmöglich, den Irrthum aufzuklären; denn keiner ihrer Begleiter verstand ein Wort deutsch, und sie eben so wenig italienisch.

Dieses gewiß bedenklichen Umstands ungeachtet kam es dem alten, sonst so klugen Kapitain doch nie im Sinn, daß hier ein Irrthum obwalten könne. Er glaubte fest überzeugt zu seyn, daß die Herzogin sich nur verstelle, und weil sie sich von lauter Unbekannten umgeben sah, diese absichtlich durch gänzliche Verläugnung ihrer Muttersprache irre zu führen, bemüht sey. Emiliens Auge, ihr Haar, ihre Größe, ihr ganzes Gesicht glich so ganz der Beschreibung, welche er so oft gelesen und studirt hatte, daß die Ueberzeugung davon jeden Zweifel, der ihm aufstieg, unterdrückte; und als er endlich ein diamantnes Kreuz an ihrem Halse erblickte, welches Emilie aus dem überschickten Schmucke des Marquis zu seinem immerwährenden Andenken zu tragen beschlossen hatte, so zweifelte er schon gar nicht mehr, weil eben dieses Kreuz in der Beschreibung der Herzogin als ein deutliches Kennzeichen angegeben war. Ihre undurchdringliche Verstellung machte sie daher in seinen Augen noch strafbarer, und er bemühte sich oft Stunden lang vergebens, ihr dieses begreiflich zu machen.

Des alten Herzogs Freude war groß, als er

durch den Kapitain seiner Tochter Ankunft im Kloster erfuhr. Sie mit eigner Hand zu morden, hatte er zwar Anfangs fest beschlossen; aber die Zeit, und die so lang entbehrte Gegenwart des einzigen und geliebten Kindes hatten diesen fürchterlichen Entschluß sehr gemildert. Eben überlegte er: Ob er ihr nicht wieder verzeihen solle? als von der Oberin des Klosters ein Bote mit der Nachricht ankam, daß sein einziges Kind gefährlich krank sey, und sehr wahrscheinlich bald vollenden werde. Diese Nachricht erschütterte ihn vollends; er hörte der trostlosen Mutter klägliches Geschrey; beschloß sogleich mit ihr sein krankes Kind zu besuchen, und wenn Vergebung von seiner Seite sie retten könne, diese ihr vollkommen zu gewähren.

Kurz nachher, als die Nonnen Emilens Ende der Oberin berichtet hatten, langten auch die nach einer Umarmung ihres Kindes lechzenden Aeltern im Kloster an. Die Oberin empfieng die hohen Gäste mit einem traurigen Gesichte, und verkündigte ihnen den Tod ihres Kindes. Der Herzog blieb starr stehen. Nach langen, tiefen Stillschweigen rief er endlich aus: Es ist hart, sehr hart, sein einzigs Kind so lange entbehrt zu haben, und es endlich todt wieder zu finden! — Er wankte auf einen Stuhl, und blieb tief fühlend und empfindend ohne weitere Klagen still sitzen. Die alte Herzogin war indeß unter schrecklichen

Weinen und Klagen in die Zelle zum Todtenbette ihrer Tochter geeilt. Kann ich, schrie sie, mein Kind nicht mehr lebend an meine Brust drücken, so soll mich doch nichts abhalten, ihren Leichnam zu küssen, und mit ihr zu sterben! — Sie warf sich trostlos auf Emilien, küßte ihr bleiches Gesicht, und schauderte zurück, als diese sich mit einem tiefen Seufzer aufrichtete, und die unbekannte Herzogin anstarrte. Ich bin nicht im Stande die Empfindung der leztern zu beschreiben. Unaussprechliche Freude bemächtigte sich einige Augenblicke ihres Herzens, als sie ihr todt geglaubtes Kind wieder lebend erblickte. Schrecken und Staunen verdrängten aber auf einmal all diese Freude, und schmolzen in Wehmuth über, als sie anstatt dieses ihres Kindes eine ganz unbekannte Person vor sich sah. Die Nonnen standen stillschweigend da, und wusten sich das Erstaunen beyder nicht zu erklären. Es brauchte viele Mühe und lange Zeit nur irgend einen schwachen Schimmer der Aufklärung in dieser dicken Finsterniß zu erblicken.

Emilie sank bald kraftlos auf ihr Lager zurück. Sie fühlte sich leichter und besser, aber auch äusserst schwach. Ihr todtenähnlicher Schlaf war die Krisis gewesen, in welcher sich das heftige Fieber gebrochen, und aus welchem sie die wüthende Herzogin beynahe zu früh geweckt hätte, wenn sie nicht aufs neue sogleich darein versun-

ken wäre. Schon schlief sie wieder sanft, als erst die Herzogin Athem gewann, um bey den Umstehenden nach Erklärung zu forschen. Aus dieser Erzählung sah sie nun deutlich ein, daß hier ein schrecklicher Irrthum vorhanden sey; daß die Begleiter Emiliens entweder wären betrogen worden, oder um des Gewinns Willen absichtlich betrogen hätten.

Da die Herzogin durch Emilien die beste und einzige Erklärung zu erhalten hofte, so empfahl sie solche der äussersten Sorgfalt der Nonnen, und eilte zurück zum Herzog, um ihm den Irrthum zu erzählen, und sein Herz mit neuer Hoffnung zu erfüllen. Dieser sandte sogleich nach Emiliens Begleitern einen Eilboten, und blieb indeß im Kloster, um die Besserung der Kranken abzuwarten. Als er von den Nonnen hörte, daß die Fremde blos deutsch spräche, so vermehrte sich sein Verlangen, mit ihr zu reden, weil er, dieser Sprache mächtig, durch sie einige Aufklärung und vielleicht Nachrichten von seiner Tochter zu erhalten hofte. Am vierten Tage befand sich Emilie schon um vieles besser, und war vermögend zu sprechen! Da nach der strengen Ordensregel kein Mann, Doktor und Beichtvater ausgenommen, die Zellen der Nonnen besuchen durfte, so ward an diesem Tage die kranke Emilie nach einem auswärts gelegenen Zimmer gebracht, in welchen sie der Herzog schon erwartete. Ihr war

es

es Labsal, welches mehr als alle Medizin wirkte, als sie auf einmal und so unverhoft in ihrer Muttersprache angeredet wurde. Sie weinte für Freude, und beantwortete jede Frage des Herzogs. Dieser erfuhr nun bald den ganzen Irrthum; aber sein Herz wurde auch aufs neue betrübt, als Emilie seine Tochter gar nicht einmal zu kennen, sie nie gesehen zu haben, versicherte. Um den alten Aeltern noch mehr Kummer zu verursachen, langte an diesem Tage der Kapitain, welcher Emilien bis ins Kloster begleitet hatte, auch daselbst an. Er hörte mit wahrem Erstaunen den Irrthum; gestand, daß er anfangs beynahe gezweifelt habe, aber durch das brillante Kreuz, welches Emilie an der Brust trage, und welches der Beschreibung nach zu der Herzogin Schmuck gehöre, von allen Zweifel sey befreyt worden; folglich die Weigerung, die italienische Sprache zu reden, für eine blosse List und Verstellung gehalten, die er, um das väterliche Herz nicht noch mehr zu erzürnen, absichtlich verschwiegen habe.

Alle waren nun begierig dieses Kreuz zu betrachten, und als die Herzogin es sogleich für das ihrige erkannte, so drang der Herzog hastig in Emilien, ihm zu sagen: Woher sie dies Kreuz, und von wem sie es erhalten habe? Die unschuldige Emilie erzählte nun alles, was sie wußte, oder vielmehr zu wissen glaubte. Sie versicherte die erstaunenden Alten, daß sie dies Kreuz, nebst

vielem andern Schmuck und Gelde von ihrem Geliebten, welcher Marquis Lanego hieß, erhalten habe. Er sey, sagte sie, einige Zeit als ein Mäusefallen und Hechelkrämer in ihrer Gegend herumgegangen, und habe die Schätze, welche auf dem Fichtelberg verborgen liegen, gesammlet. Eben an dem Tage, an welchem er ihr seine Liebe gestanden hätte, sey er in ihrer Gegenwart von Räubern tödtlich verwundet worden; bald darauf aber, hätte er Wagen, Pferde und Bedienute gehabt, sey so verwundet einige Tage herumgefahren, und habe ihr endlich den Schmuck und das Geld als ein Andenken übersendet.

Anfangs hielte der alte Herzog diese Erzählung für die Wirkung ihres Fiebers; als sie aber solche stets und auf die nämliche Art wiederholte, so wußte er nicht, was er glauben und denken sollte. Der mit seiner Tochter entflohne Stallmeister hieß Lanego; er konnte also nichts anders vermuthen, als daß dieser, in seinen Augen ohnehin große Bösewicht, seine Tochter schändlich verlassen, und ihr Vermögen mit andern Mädchen verschwelgt habe. Schon war er beynahe entschlossen, selbst nach Teutschland zu reisen, um sein Kind, das vielleicht im bittersten Elend schmachte, aufzusuchen, als er zur Beförderung dieser Absicht, sich alles noch einmal von der bereits gesunden Emilie erzählen ließ, und sie recht umständlich zu seyn bat. Sie erzählte also die

ganze Geschichte von Anfange, und da sie jetzt mit dem Herzoge schon besser bekannt war, da sie wußte, daß dieser eine Tochter suche, welche der Marquis sollte entführt haben, so fiel es ihr auf einmal aufs Herz: Ob diese Tochter nicht etwann das Frauenzimmer gewesen sey, welches man noch lebend aus dem Schachte gezogen habe? Der Herzog forschte nach jedem Umstande, und wurde nach und nach ganz überzeugt, daß die Gemordete sein Kind war. In diesem Labyrinthe nun sichern Ausgang zu finden, und gewiß zu seyn: Ob er seine Tochter als lebend suchen oder als todt beweinen müsse? ward sein Entschluß fest, nach Teutschland zu reisen.

Er verbarg der armen Mutter die eigentliche Ursache, welche ihn zu diesem Enschlusse bewog, und schmeichelte ihr mit der Hoffnung: daß er vielleicht noch die Freude genießen werde, ihr die geliebte Tochter lebend in die Arme zu führen. In dieser Absicht nur ließ die hoffende Mutter ihn ruhig reisen, und am dritten Tage saß er schon mit Emilien, und dem alten Kapitaine im Wagen, Emiliens Freude war ohne Grenzen, als sie hörte, daß sie ihre Mutter bald wieder sehen, und mit ihm in ihr geliebtes Vaterland zurück kehren würde. Diese Freude machte sie sehr gesprächich; ihr naives Wesen weckte oft den alten Herzog aus seinem Tiefsinn! Ihr schuld- und argloses Herz, das keine Verstellung kannte, be-

siegte bald jeden Verdacht, den der Herzog im Verborgnen gegen sie hegte; er glaubte wörtlich ihrer Erzählung, und verargte es keines Wegs dem unschuldigen Kinde, das seiner Meynung nach eben so schuldlos, wie seine Tochter, durch die Ränke des Marquis verführt wurde.

Emilie gewann daher auf der langen Reise des Alten Herz immer mehr, und er schwur im Geheim mehr als einmal, daß sie ihm, fände er sein Kind todt, und Emilien wirklich ganz schuldlos, die Stelle der Verlohren ersetzen, und sein Kind, seine Erbin werden sollte. Nach vier Wochen langten sie endlich in Emiliens Wohnorte an. Ihre Freude war groß, wie sie den Thurm des Schlosses von weitem erblickte, das kleine Häuschen am Walde liegen sah. Ihre natürlichen, rührenden Ausdrücke preßten dem Herzoge Thränen aus; Sie vollendete ihren Sieg über sein Herz ganz, als sie bekümmert ihm diese Thränen abtrocknete, und ihn wiederholt versicherte: daß sie ihn warten und pflegen, ihm die lange Zeit vertreiben wolle, wenn er sein Kind nicht wieder fände. Als sie in dem Schloßhofe ankamen, und die herbeygeeilten Domestiken Emilien erblickten, brach alles in ein lautes Jubelgeschrey aus. Alle rannten ins Schloß, und bald erschallten in diesem Stimmen aller Gattung, die vereint riefen: Emilie ist wieder da! Emilie ist wieder da! Die Gräfin M..., die zärtliche Mutter Emiliens,

riß ungestümm das Fenster auf, und sank, als sie ihr todgeglaubtes Kind wirklich erblickte, ohnmächtig zurück. Ohne Leben fand sie die herbeygeeilte Emilie, aber bald erweckten ihre Thränen, ihre Küße die Ohnmächtige. Sie konnte nicht sprechen, nur fühlen, und schloß ihr Kind fest in die mütterlichen Armen, die diese Wollust, so lange entbehrt hatten.

Sprachlos stand der alte Herzog da, und sah dieser Szene mit Thränen im Auge zu; er fühlte die Wonne, ein todtgeglaubtes lang entbehrtes Kind wieder in seine Arme schließen zu können, sehr tief, und wünschte mit größter Sehnsucht, sie auch genießen zu können, Emiliens Pflegmutter war unter dieser Zeit für Kummer gestorben, und als Emilie der Sprache mächtig, nach ihr fragte, und auch mit dieser ihre Freude theilen wollte, so war das mütterliche Herz der Gräfin seiner nicht mehr mächtig. Es besorgte in diesem Augenblicke, daß Emilie vielleicht diese doch für ihre ächte Mutter halten könne; es war neidisch auf jede Liebkosung, die eine andre von ihrem geliebten Kinde genießen sollte. Deine Pflegmutter ist todt, sagte die Gräfin, aber Gott hat dir noch in mir deine wahre Mutter erhalten. Du bist mein Kind, du hast unter meinem Herzen gelegen, alle Welt soll es wissen, daß du mein Kind bist, und alle sollen dich als dieses ehren!

Die Verwunderung aller anwesenden Domesti-

quen war groß, aber die Gräfin fuhr in ihrem Gespräche fort, und stellte Emilien allen, als ihr einziges Kind, als ihre Erbin vor. Sie sah, sie hörte nur ihr Kind, war nur mit diesem beschäftigt und achtete des Herzogs nicht, der solch eine Szene zu stören keine Lust hatte. Nach langer Zeit ward sie ihn erst gewahr, und Emilie führte ihn der Gräfin als ihren Erretter, ihren Vater auf. Ich bin glücklich, sagte der gerührte Herzog, daß ich ihnen ein verlornes Kind wieder in die Arme führen kann; aber ich bin dabey auch sehr eigennützig, ich fodere von ihnen ein gleiches; geniessen sie immer noch länger der Wonne, es wäre grausam, sie jetzt schon darinne zu stören; aber wenn sie solche in Fülle genossen haben, so erbarmen sie sich eines armen gekränkten Vaters, der schon ein volles Jahr sein verlohrnes Kind sucht, und durch Sie Nachricht von seinem Leben oder Tod zu erfahren hoft. Ist meine Tochter wirklich todt; ist sie die Unbekannte, der sie so großmüthig ein anständiges Begräbniß verstatteten, so wünsche ich es heute noch nicht zu erfahren, so will ich in der Ungewißheit meines Schicksals mich an ihrer Wonne sättigen, und mir vorstellen, daß sie mir auch noch werden kann. Ist aber Hoffnung für mich vorhanden, lebt meine Tochter wirklich noch, so entziehen sie mir den seligen Augenblick, sie wieder an mein verwaißtes Herz drücken zu können, nicht länger. —— Ich

sehs, ich fühls, es liegt Widerspruch in meiner Bitte, aber ich kann mein Herz nicht mehr bändigen; es fordert mit Ungestüm seinen Liebling.

Die Gräfin war jetzt im Stande andrer Unglück und Elend zu fühlen; der alte Vater rührte überdies ihr Herz um so mehr, da sie selbst dieß schreckliche bange Sehnen nach einem verlornen Kinde in ganzer Fülle empfunden hatte. Sie forschte sogleich weiter, ließ sich alles erzählen, und befand sich bald in der traurigen Nothwendigkeit ihm jede Hoffnung zu rauben. Armer Vater, sprach sie, nur zu gewiß ist ihre Tochter tod! und nur zu einleuchtend wahr ist es, daß ich die letzte traurige Pflicht an ihr erfüllt, und sie begraben habe. — Der Herzog knirschte mit den Zähnen, und murmelte einige unverständliche Worte. O Madam! rief er endlich aus, das nagt! das quält! das foltert ärger wie glühendes Eisen, brennt stärker wie Pech und Schwefel! Kinderlos im hohen Alter, und nicht einmal die Wonne, das einzige, noch wünschenswerthe Vergnügen fühlen zu können, dem Urheber meines Jammers, meines namlosen Elends zu vergelten, was er an mir, an meinem armen Weibe, an meinem einzigen Kinde so schrecklich verbrochen hat! Mutter eines Kindes, erbarme dich meiner! Wenn er noch auf dieser Erden wallt, und du weist es, und verbirgst ihn mir, so treffe dich mit der Fluch, der in meinem blutenden Herzen sich

gegen ihm jetzt entwickelt; den meine Zunge nicht auszusprechen vermögend ist; den nur der allmächtige Gott begreifen und verstehen kann!

Gräfin. Ihr Schmerz ist gerecht, aber die ausgesuchteste Rache — wenn sie möglich wäre — würde ihn nicht stillen. Der Marquis ist tod, ist eben so wie ihre Tochter von ruchlosen Räubern ermordet worden. Er war schuldlos gegen diese. Er hat den Vater schwer und schrecklich beleidigt, aber die Tochter aufs zärtlichste, aufs innigste bis in seinen Tod geliebt, und sich nur in der Hoffnung, sie zu retten, von ihr getrennt.

Herzog. Heuchlerin! Lügnerin! — — Doch nein! verzeihen sie es meinem grenzenlosen Schmerze, wenn ich ohne Zwang und Bescheidenheit jedes Ding beym rechten Namen nenne. Sie wußten, und wähnten vielleicht nicht, daß ihre Tochter mir bereits alles entdeckt hat; wie der schändliche Bube auch ihr Liebe heuchelte; wie er den Schmuck, das Geld, welches die Tochter ihm zu Liebe dem Vater stahl, zum Geschenk ihr schickte, und wahrscheinlich — — o nicht wahrscheinlich, ganz gewiß mein Kind mordete, um das ihrige desto gewisser verführen zu können. O Madam! wenn sie, der er gleiches Unglück bereiten wollte, ihn noch entschuldigen können, dann habe ich mit ihnen nichts mehr zu reden! Dann — — Leben sie wohl! Ich will fort, fort! zu meiner Alten,

und mit ihr weinen und klagen! Ein Geschöpf, das so denkt, kann nicht mit mir empfinden!

Gräfin. Bleiben sie, lieber, guter Alter, bleiben sie bey mir! Sie werden schwerlich ein Herz finden; das stärkern Antheil an ihrem Schmerze nehmen kann! Ich verzeihe diesem jeden beleidigenden Ausdruck und fühl es, da ich in ihrer Lage noch weit stärker wüthen würde. Kanns ihnen Trost gewähren, wenn ich ihnen den Irrthum, welchen auch ich hatte, benehme; wenn ich ihnen klar und deutlich beweise: daß der Marquis am Tode ihrer Tochter ganz unschuldig ist; daß er mein Kind nie, ihre Tochter aber bis ans Ende seines Lebens geliebt hat; so will ich ihnen alles getreu und redlich erzählen!

Herzog. Ob mirs Trost gewähren kann? Ob — — und sie fragen noch? O dann habe ich wenigstens noch die Hoffnung, daß mein Kind nicht an der Gerechtigkeit Gottes verzweifelnd starb; daß ich sie jenseits wieder finden werde. Beweisen sie! beweisen sie mirs, und ich will ihnen dafür herzlich danken.

Die Gräfin erzählte nun dem alten Herzoge die ganze unglückliche Geschichte der armen Liebenden, so wie ich sie bereits meinen Lesern erzählt habe. Sie hatte solche umständlich von der Baronin Z... erfahren, die in der Meynung, diese bey ihr in Sicherheit zu finden, sie kurz darauf besuchte. Die Baronin ließ den Sarg der ermordet Ge-

fundenen öffnen, und erkannte sogleich in ihr die junge Herzogin. Durch der Baronin Erzählung, und durch ihre Versicherung, daß die Herzogen auch Emilie und ihr Geliebter Lanego geheissen habe, ward es ihr klar, daß der durch den Notarius übersandte Schmuck nicht ihrer Tochter, sondern der verstorbnen Herzogin bestimmt gewesen sey, und daß der verwundete Marquis, welcher solchen geschickt hatte, nicht der ebenfalls von Räubern gemordete Savojarde war. Vieles blieb aber ihr und ihrer Freundin freylich noch ein Räthsel, und beyde konten nichts andes muthmassen, als daß die ausgeschickten Spione des erzürnten Vaters die armen Liebenden gemordet hätten. Sie verwünschten oft diese unnatürliche Rache; aber eine Woche darauf wurde der Gräfin auch dieses Räthsel ganz aufgelößt.

Die verwundeten Banditen, welche bey eben dem Wundarzte, der dem verstorbenen Marquis verbunden hatte, Hilfe suchten, wurden diesem verdächtig, und auf seine Anzeige von dem Gerichte arretirt. Sie bekannten alles, und bald darauf führte man auch den berüchtigten Jacob, als er eben entfliehen wollte, ins Gefängniß. Er war der Gräfin Unterthan, und kam folglich unter die Hände ihres Gerichtsverwesers, der nach damaliger Sitte bey dem alles läugnenden Bösewicht sich sogleich der Folter bediente, und so sein Geständniß bald erzwang. Er bekannte alles,

und unter andern auch, daß er seinen Gevatter und dieser wieder den Herrn von Tiefenthal und die Gräfin M... geäffet, und ihnen die fabelhafte Erwerbung seines Vermögens erzählt habe; auch daß diese, seinen Worten trauend, einen armen Savojarden für einen Marquis gehalten, und er endlich zu seiner Sicherheit den unschuldigen Wicht ermordet habe. Diese Erzählung und das Geständniß seiner übrigen Mordthaten setzte nun die Gräfin in Stand, dem alten Herzoge die Unschuld des Marquis und den Irrthum Emiliens deutlich zu beweisen. Auch wirkte diese Erzählung tief auf das Herz des Alten; die brennende Begierde nach Rache wurde dadurch ausgelöscht, wehmüthige Empfindungen nahmen ihre Stelle ein.

Er sah jetzt die armen Liebenden von einem Orte zum andern fliehen; der Gedanke, das Fremde sich ihrer erbarmt; sie für seinem Zorne zu schützen gelobt hatte, preßte sein Herz. Er weinte, und obgleich die meisten Thränen seiner Tochter zu Ehren flossen, so weihte sein Herz doch auch einige dem armen Marquis, den er jetzt gerne zum Schwiegersohn angenommen hätte. Er bat die Gräfin um Vergebung seiner beleidigenden Ausdrücke, und dankte ihr herzlich für die Beerdigung seiner Tochter. Morgen, sagte er, will ich ihre traurige Uiberreste besuchen, und mich satt an ihrem Sarge weinen; ich will ihn mit mir nehmen, und wenn meine Alte mich fragt:

ob ich ihr Kind nicht mitbringe, ihr diesen Sarg zum Andenken geben, Der Anblick wird sie freylich tödten! aber zu was sind kinderlose Aeltern auf der Welt nütze? Sie gleichen dem abgedorrten Baume, den man schnell in Feuer werfen muß, wenn er nicht ganz vermodern soll. So klagte der Alte fort, und die Gräfin mühte sich vergebens, ihn zu trösten.

Der Trost Emiliens, die seinem Herzen schon theuer war, und nun, ganz unschuldig, noch theuerer wurde, war von besserer Wirkung. Sey du, rief er entzückt aus, als sie weinend um seinen Hals fiel, sey du meine zweite Emilie! Das Schicksal hat dich nicht umsonst in meine Arme geführt. Ich fühle, deine Umarmungen können mich allein noch trösten. Er wurde nun heiterer, weinte noch oft, aber er sah es gerne, wenn Emilie diese Thränen abtrocknete, und ihn Vater nannte. Die Gräfin wünschte auch herzlich gerne zu erfahren, wie ihre Tochter zu ihm, und bis nach Italien gekommen sey; er erzählte ihr alles, und sie bereute jetzt erst, daß sie solche nie in einiger Entfernung gesucht, und vielleicht auf diese Art eher ihren Aufenthalt, wenigstens die Spur ihres Weges und Hoffnung zu ihrem Leben ausgeforscht hätte; denn sie glaubte überzeugt zu seyn, daß sie ebenfalls von den Räubern sey ermordet worden, und hatte daher in ihrer Verzweiflung oft ihren Gerichtsverweser aufs dringendste gebe-

ten, alles anzuwenden, um nur von den arretir- ten Räubern den Ort zu erforschen, wohin sie solche verborgen hätten, um wenigstens ihr ge- liebtes Kind ehrlich begraben zu können. So sehr sich aber auch der Gerichtsverweser mühte, dieß Geständniß von den Räubern zu erzwingen, so war doch ganz natürlich alle seine Bemühung ver- gebens, und die Gräfin dadurch des einzigen Ver- gnügens beraubt, ihres Kindes Grab zu besuchen. Es lebend wieder in ihre Arme schliessen zu kön- nen, schien ihr eine Umöglichkeit; um so grösser war also diese Freude, da sie ihr so unverhoft gewährt wurde.

Ehe sie noch weiter sprachen, fiel es der Grä- fin auf einmal aufs Herz, daß sie die Schuldne- rin des Herzogs sey; der mit Recht den verkauf- ten Schmuck und das baare Geld, welches sie von dem Marquis erhalten hatte, als Erbe seine Tochter fodern konnte. Ich will, sagte sie zu ihm, wieder erstatten, was ich widerrechtlich be- saß! Daß dieß mein ernster und fester Wille scho ehe war, wird ihnen ein Brief beweisen, welche ich schon vor Monatsfrist an sie schreiben lie ihnen darinne meinen Irrthum, und das un- glückliche Ende ihrer Tochter berichtete. Damal als ich auch mein Kind als todt beweinte, wa mir alles auf Erden gleichgiltig. Ich erbot mich daher zum augenblicklichen Ersaz. Jezt, da ich die Geliebte meines Herzens wieder habe,

wünschte ich freylich auch, ihr ein Erbtheil zu hinterlassen, und hoffe von ihrer Großmuth leidliche Fristen zu erbitten, die mich in den Stand setzen, durch kluge Ersparung abzuzahlen, was mich zuvor von Verderben rettete! Der Herzog versicherte die Gräfin hoch und theuer, daß er nie einigen Ersaz verlangen, noch annehmen werde. Er bat sie vielmehr es als eine Vergeltung für die Begräbnißunkosten seiner Tochter anzunehmen und da die Gräfin sich dessen weigerte, so wandte er sich an Emilien, und beschwur sie die erste Bitte ihres neuen Vaters zu erfüllen, die dann auch mit dankbarer Annehmung des kostbaren Geschenks den großmüthigen Streit endete.

Alles war nun munter und fröhlich, nur der alte Herzog nicht, der den Verlust seines Kindes noch zu neu, und zu sehr fühlte, um Theil an der Freude zu nehmen, Als man sich zur Abendtafel setzen wollte, fragte die Gräfin auf einmal Emilien: ob sie sich denn nicht mehr ihres Wolfgangs erinnere? Es ist doch nicht schön, fügte sie hinzu, daß du einen so zärtlichen Liebhaber so bald vergessen hast! — Emiliens Wangen färbten sich bey dieser Frage hochroth. Vergessen, erwiederte sie, werde ich ihn nie! er war wirklich meinem Herzen sehr theuer! sein Tod, seine Unschuld machen mir sein Andenken noch werther, und ich würde alles Unglück vergessen können, wenn er noch lebte!

Gräfin. Vielleicht ist möglich, daß er noch lebt! ich hielt dich auch sicher für todt, und geniesse doch jetzt die Wonne, dich wieder in meine Arme zu schliessen.

Emilie. Aber ich war Augenzeuge seines Todes!

Gräfin. Nur seine Verwundung! Liebe Emilie! wie wenn er wirklich noch lebte?

Emilie. Noch? noch? o es ist nicht möglich!

Gräfin. Wenns aber doch wäre?

Emilie. Dann, ach dann! je nun! ich würde für Freude weinen, wenn ich ihn lebend wieder sehen könnte!

Gräfin. Die Freude soll dir werden; er wird heute mit uns speisen, und, wenn du willst, an deiner Seite sitzen.

Emilie. Ach nein! es ist nicht — — O sie, sie plagen mich und mein Herz vergebens! — Es ist ja nicht möglich!

Gräfin. Unglaubige! so sieh dich doch um! und strafe mich noch einmal Lügen?

In diesem Augenblicke trat Wolfgang, einfach aber sehr sauber gekleidet, ins Zimmer. Er hatte schon lange zuvor Emiliens glückliche Ankunft erfahren, sie sogar die Treppe herauf eilen sehen, und hatte also Muse gehabt, sich zu fassen! aber alle diese Fassung verschwand, als er sich ihr näherte, ihre Hand küssen und zur glücklichen Ankunft gratuliren wollte. Er zitterte,

bebte, Thränen der Freude stürzten aus seinen Augen. Er starrte Emilien an; und konnte nur seufzen.

Emilie befand sich in ähnlicher, aber noch weit verwirrter Lage. Den Todtgeglaubten, den wirklich heiß Geliebten auf einmal und so plötzlich wieder unschuldig und lebend vor sich stehen zu sehen, dies war ein Wonnegefühl für ihr Herz, das sie kaum zu tragen vermochte. Unwillkührlich reichte sie ihm die Hand, ergriff mit der andern die seinige, und sank endlich schluchzend in seine Arme. Die Gräfin sah tief gerührt der Wirkung der reinsten Liebe zu, und hinderte den Ausbruch derselben nicht. Herr Tartini, sagte sie zu Wolfgangen, sie haben recht! der Bund reiner Liebe ist fest, er dauert ewig! — Ja wohl ewig, rief er entzückt aus! Ewig! ewig lallte Emilie nach.

Als sie sich von ihrer Freude, von ihrem Erstaunen ein wenig erholt hatte, fieng sie zu fragen an: wies möglich sey, daß er noch lebe? daß er so schrecklich verwundet, jetzt ganz gesund vor ihr stehe? Da meinen Lesern gleiche Fragen auf der Zunge schweben, so will ich sogleich seine Geschichte in möglichster Kürze ihnen und der fragenden Emilie zugleich erzählen.

Wolfgang hatte zwar wirklich durch den gottlosen Jacob zwey Dolchstiche erhalten. Aber einer davon hatte nur eine Rippe gebogen, der zweyte war, indem sich Wolfgang schmerzhaft bey Empfang

pfang des ersten vorwärts krümte, an einer andern abgesprungen, und hatte zwar die halbe Seite aufgerizt, aber keinen innern Theil verlezt. Schmerz, Angst und Schrecken wirkten gleich stark auf ihn; er sank leblos zu Boden. Der sonst so sicher treffende, und ihn eben so gewiß todtglaubende Bandit entsprang mit seinen Gehilfen, und Emilien trieb die Furcht sogleich vorwärts. Wolfgang erhohlte sich kurz darauf, und da sein Irrwahn ihm jetzt die Mörder wieder als Gehilfen des Zauberers schilderte, so sammelte er all seine Kräfte, und entfloh. Ungeachtet er seine Wunden fest zu verstopfen suchte, so blutete er doch sehr stark, und sank am Ausgange des Walds aufs neue kraftlos nieder. Dort fand ihn ein Hirte, der ihn mit sich nach seiner Herberge nahm, und liebreich pflegte. Da Leute dieser Art immer in der Arzney einige praktische Kenntnisse haben; so suchte er ihn auch mit dem Saft von ausgepreßten Kräutern zu heilen, und weil Wolfgangs Wunden nicht tödtlich, nicht einmal gefährlich waren, so wirkte seine Natur noch stärker als die Arzney; er konnte nach vier Wochen schon sein Strohlager ganz geheilt verlassen.

Um diese Zeit erfuhr sein Wohlthäter, welcher in einer einsamen Hütte wohnte, durch einen Jäger, der bey seiner Heerde vorüber gieng, die ganze Räubergeschichte mit allen den Umständen, wie ich sie meinen Lesern schon erzählt habe. Die

Nachricht, daß durch einige verwundete Räuber die ganze Geschichte sey entdeckt worden, erregte in dem Herzen des Hirtens Verdacht. Vielleicht, dachte er, ist mein Gast auch einer von diesen Verwundeten; die Gewißheit, daß er ein Italiener sey, bestärkte diesen Verdacht noch mehr. Um sich von jeder Theilnahme an solcher schrecklichen Sünde zu reinigen, überließ er die Heerde seinem Sohne, und eilte zum Gerichtsverweser der Gräfin, dem er alles entdeckte. Ganz natürlich war es nun, daß solcher aus dieser Erzählung noch grössern Verdacht schöpfte, und den armen Wolfgang sogleich durch ausgeschickte Gerichtsdiener arretiren, und aufs neue ins Gefängniß schleppen ließ. Die mit ihm vorgenommenen Verhöre bewiesen seine Unschuld. Die Gräfin erfuhr durch diese, daß ihr Savojarde noch lebe, und er wurde sogleich von ihr aus dem Gefängniß befreyt. Durch Jacobs vorhergegangenes Geständnis war sie zwar von ihrem Irrthume, daß Wolfgang ein reicher Marquis sey, und verborgene Schätze entdecken könne, ganz geheilt; da aber ihr Herz bey dem Verluste ihrer Tochter dem Mitleide sehr geöffnet war; da dieser Unschuldige um ihretwillen so viel hatte leiden müssen, und am Ende dem Herzen ihrer Tochter so theuer geworden war; so sprach ihr Mitleid laut für den armen Jungen, dessen Wunden sich im Gefängnisse wieder verschlimmert hatten; sie ließ ihn also warten und pflegen, bis er vollkommen genaß.

Sie besuchte ihn unter dieser Zeit oft, und entdeckte manche gute Eigenschaft an ihm. Vorzüglich theuer wurde er ihr durch innige Theilnahme an dem Schmerz über Emiliens Verlüst. Er beklagte diesen oft so schmelzend, so rührend, daß die Gräfin bitter mit ihm weinen, oft ihn zu trösten suchen mußte; kurz, es gieng ihr, wie dem alten Herzoge. Sie fühlte eine Lücke in ihrem Herzen, und wünschte sie auszufüllen. Sie gab Wolfgangen den Titel eines Sekretairs; kleidete ihn anständig, und ließ ihn zu ihrem Tische speisen. Wolfgang fühlte diese Wohlthaten tief, er studierte äusserst emsig und fleissig. Er schämte sich nicht, in seinem jetzigen Alter erst schreiben zu lernen, um des Titels einmal würdig zu werden, den ihm seine Wohlthäterin anfangs so unverdient ertheilt hatte. Und dieser anhaltende Fleiß, diese warme Dankbarkeit, diese nie sich mindernde Trauer über Emilien gewannen das Herz der Gräfin so, daß sie ihn wirklich bald als ihren Sohn liebte; und schon hofte: er solle dereinst Emiliens Verlust, wenn auch nicht ersetzen, doch wenigstens ihr vermindern, als — Emilie jetzt selbst erschien.

Wohin es nun sich lenkte, will ich nicht erst lange ausspinnen, denn meine Leser muthmassen es hoffentlich schon. Kurz, nach drey Monaten waren Emilie und Wolfgang Mann und Weib; waren es mit Bewilligung der gräflichen Mutter, und wenn einige meiner Leser sich etwann wundern, daß eine adeliche Dame so geschwind ihr

einziges Kind an einen armen savoischen Bauernjungen verheurathen konnte, so bitte ich, sich gütigst zu erinnern, daß Emilie ein uneheliches Kind war, nicht stammbaummässig ihre hohe Abkunft darthun, und folglich nie erwarten konnte, daß ein Rechtadelicher sie heyrathen würde.

Der alte Herzog, dessen Herz ganz an Emilien und ihrem Gatten hieng, war bey der Hochzeitfeyer noch zugegen. Er wollte zwar Anfangs mit seinem todten Kinde sogleich abreisen, da er aber durch einen Kourier die Nachricht erhielt, daß seine Frau, die den Tod ihrer Tochter aus der Gräfin Briefe, kurz nach seiner Abreise, erfahren hatte, von einem tödtlichen Schlag getroffen worden, und bereits ihr Leben geendet habe, so war er neuen Trostes bedürftig, und ließ sich ihn willig aus dem Munde Emiliens reichen, die sich unaufhörlich, ihn zu ermuntern, bemühte.

Bald darauf verkaufte nach dem Rathe des Herzogs die Gräfin M.. ihre Güter, und zog nebst ihren Kindern mit dem Herzoge nach Italien. Durch sein Ansehen wurde Wolfgang dort in Adelstand erhoben; der Herzog schenkte ihm ansehnliche Besitzungen und noch jetzt blüht in grossem Ansehen und Reichthum die Familie Wolfgangs in Italien. Die Gräfin M... starb als Herzogin, denn dieser heyrathete sie, und lebte in ihren, und seiner angenommenen Kinder Armen noch einige Jahre glücklich und zufrieden.



